

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzeln Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungsverzeichnisse für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Cranien-Str. 23.

Interate werden die 4-spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Annahme in der Expedition: Cranien-Str. 23.

Ausgabe für Expedienten:
„Merkur“ Zimmer-Str. 54.

Nr. 3.

Sonnabend, den 19. Januar 1889.

III. Jahrgang.

Die Nähmaschine und die Gesundheit der Arbeiterinnen. — Demokratie und Unterordnung. — Die Konkurrenz der ausländischen Arbeit und das italienische Proletariat. I. — § 153 der Gewerbeordnung. — Ein Industriefönig. — Novelle. — Sozialismus und Moralphilosophie. — Das Glend einer Millionenstadt. — Ein Arbeiter und ein Held. — Aus dem Reichstage.

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die weitere Verbreitung dieses Blattes ein!

Bestellungen nehmen in Berlin alle Expediteure entgegen. Am besten abonniert man bei den Expediteuren, welche zugleich die Tageszeitungen bringen.

Listen zum Sammeln von Abonnenten sowie Agitationsnummern jederzeit durch unsere Expedition, Cranienstraße 23, zu beziehen.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Cranienstr. 23.

Nähmaschinenarbeit und Untergrabung der Gesundheit.

I.

Als in den 60er Jahren die Nähmaschine in Aufnahme kam, erwartete man von derselben für die Arbeiter nicht nur einen großen Erfolg in finanzieller Hinsicht, sondern auch einen Fortschritt in gesundheitlicher Beziehung, indem man der Ansicht war, daß das Nähen auf ihr gesunder sei, als das frühere Handnähen.

Gardner, Prof. der Geburtshilfe in New-York, war ihr erster Lobredner: er preist die Nähmaschine als „die größte Wohlthat des 19. Jahrhunderts für die Frauen der Christenheit“ und nennt sie die „Abtödtung der Sklaverei der Weissen“. Er glaubte beobachtet zu haben, daß bleiche und schwächliche Frauen, die über Rückenschmerzen zu klagen hatten, auf der Maschine kräftiger und voller wurden und wollte sogar bei mehreren, die Abweichungen der Körpertemperatur gezeigt, gesehen haben, daß ihre Konstitution sich befestigte; auch hielt er das Treten der Pedale für durchaus gesund und gab an, daß die Arbeiterinnen nur sehr selten durch Krankheit genöthigt seien, ihre Arbeit zu unterbrechen. Von Krampfanfällen oder Steifheit der Glieder in Folge der Maschinenarbeit hat er — im Gegensatz zur Handnäherie — nie etwas erfahren.

Sehr verschieden wurde die Frage der Schädlichkeit der Nähmaschinenarbeit von den Franzosen beantwortet.

Nachdem Bernois 1862 auf Muskelstörungen und nervöse Krampfanfälle, sowie auf geschlechtliche Erregungszustände hingewiesen, welche die Nähmaschinenarbeit zur Folge habe, stellte Ad. Espagne zuerst bei einer größeren Anzahl von Arbeiterinnen genauere Untersuchungen über den Einfluß der Nähmaschinenarbeit an. Obwohl er nicht fand, daß nach Einführung derselben bei den Sträflingen im Zentralgefängnis zu Montpellier die allgemeine Sterblichkeit oder die Morbidität (Neigung zur Erkrankung) der weiblichen Inhaftirten von 1865—1868 eine größere geworden war, als in einem gleichen Zeitraum vorher, konnte er doch einige Krankheitsformen erkennen, die er auf die Nähmaschinenarbeit zurückführen mußte. So konstatierte er öfter allgemeine Ermüdung und Muskelschmerzen. Er glaubte, daß geschlechtliche Erregungszustände von der Individualität abhängen und wenig mit der Arbeit zu thun hätten. Er kommt zu dem Schlusse, daß man bei Gefangenen nur die jüngeren und kräftigeren Personen zur Nähmaschinenarbeit zulassen dürfe, und daß ihre Körperhaltung dabei ärztlich zu überwachen sei; im Uebrigen ist auch er der Ansicht, daß es

wünschenswerth erscheine, Nähmaschinen in Fabriken zu verwenden, die auf andere Weise in Betrieb gesetzt würden, als durch das Treten der Beine der Arbeiterinnen.

E. Decaisne trug im Mai 1870 in der französischen Akademie der Wissenschaften seine Untersuchungen über den Einfluß der Nähmaschinen auf die Gesundheit der Arbeiterinnen vor. Er sah bei solchen, die 11—13 Stunden täglich an der Maschine saßen, allgemeine Muskel- und Leidendeschmerzen. Schwäche der Oberschenkel, Magenbeschwerden und Verdauungsstörungen glaubte er nicht öfter beobachtet zu haben, als bei sonstigen Arbeiterinnen. Er spricht zum Schlusse seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Nähmaschinenarbeit, in mäßiger Weise betrieben, nicht mehr körperliche Unzulänglichkeiten im Gefolge habe, als die Arbeit mit der Nadel.

Weniger günstig urtheilt über die Nähmaschinenarbeit Cayet. Er ist der Erste, welcher bei den betreffenden Arbeiterinnen nach einer gewissen Zeit Erscheinungen von Anämie (Blutleere) beobachtete. Als fernere Krankheiten führt er noch an Störungen in der Verdauung (Verstopfung u. s. w.) und nervöse Erscheinungen, sowie eine gewisse Schwäche der unteren Extremitäten, und glaubt auch an eine Störung gewisser Partien des Rückenmarkes, die bei Nähmaschinenarbeiterinnen schließlich eintreten soll.

Auch die französische Akademie der Wissenschaften scheint später die positiven Ansichten des Herrn Decaisne nicht adoptirt zu haben, indem sie die Unzulänglichkeiten der Nähmaschine für die Gesundheit anerkennend, einen Preis von 2000 Fres. auf die Erfindung einer anderen Nähmaschine setzte, deren Betrieb unabhängig von den Füßen der Arbeiterinnen wäre.

Die „Ergebnisse der über die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken auf Beschluß des (deutschen) Bundesrathes angestellten Erhebungen“ erwähnen über den Einfluß der Nähmaschinen nur Folgendes: „Bei den an den Nähmaschinen in der Webfabrikation und an den Tambour- und Steppmaschinen in der Posamenten- und Weißwaarenbranche beschäftigten Arbeiterinnen sollen ferner in Folge der fortwährenden Bewegung mit den Füßen Erkrankungen, besonders Nervenzreiz und weicher Fluß, beobachtet werden.“ — „Die Arbeit an den Nähmaschinen in den Schirmfabriken Hamburgs, und zwar sowohl das Treten dieser Maschinen als das Eigen in gebückter Stellung, soll regelmäßig Störungen in der Ernährung herbeiführen.“

L. Hirt, der bekannte Hygieniker, sagt in seinen „Krankheiten der Arbeiter“: „Das Thema von dem schädlichen Einfluß der Nähmaschinenarbeit ist heute unmodern geworden. Aber mit Unrecht! Die gesundheitlichen Beschädigungen in Folge der Nähmaschinenarbeit sind da und lassen sich nicht wegdisputiren.“ Er ist der Meinung, man könne mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die durchschnittliche Lebensdauer der Nähmaschinenarbeiterinnen keine sehr hohe sein werde.

Letzterer Ansicht Hirt's tritt Blaschko wiederum entschieden entgegen, indem er sagt, „daß die Einführung der Nähmaschinenarbeit ein Segen der Menschheit geworden und in gesundheitlicher Beziehung keineswegs die jenen Nachtheile mit sich führe, wie dies stellenweise behauptet worden.“

II.

Wenn somit die Ansichten über die Schädlichkeit der gewerblichen Nähmaschinenarbeit, wie ersichtlich, in manchen Punkten wenig geklärt erscheinen, zumal es an einer eigentlichen Krankheits-Statistik noch fehlt, so lag die Veranlassung nahe, die Erfahrungen der Massenärzte zu sammeln und dahin zu verwerthen, einen Beitrag zur Erkrankungsstatistik dieser Arbeiterinnen zu liefern.

*) Blaschko bezeichnet den Gesundheitszustand der von ihm beobachteten Näherinnen als einen vollkommen guten, bezieht dies aber selber nur auf die an leichtgehenden Wheeler-Wilson'schen Maschinen beschäftigten Näherinnen von Wäsche, Weißzeug, Dauen etc.; er fügt hinzu, daß es bei Arbeiterinnen an anderen Maschinen, die eine größere Kraftanstrengung der Füße voraussetzen, sich nicht so verhalte.

Das hat neuerdings Herr Dr. Hensgen in Bergneustadt gethan und wir glauben aus seiner Abhandlung*) das Folgende hervorheben zu sollen:

Im Allgemeinen — meint Dr. Hensgen — muß ich bemerken, daß mir schon längst die relativ große Zahl der sich zur ärztlichen Behandlung stellenden Nähmaschinenarbeiterinnen aufgefallen war. Um indeß einen zahlenmäßigen Beweis für die Annahme der häufigeren Erkrankungsdisposition dieser Klasse von Arbeiterinnen zu erhalten, legte ich die Verhältnisse einer Ortskrankenkasse meinen Untersuchungen zu Grunde.

In dem Verbands der letzteren befinden sich, außer männlichen, zahlreiche weibliche Arbeiter mit verschiedenen Arten der Beschäftigung; und so war es nicht nur möglich, zu vergleichen, wie oft im Verhältnisse zu den männlichen die weiblichen Mitglieder erkrankten, sondern auch zu untersuchen, wie unter den letzteren die einzelnen Kategorien von Arbeiterinnen sich gesundheitlich zu einander verhielten.

Es erkrankten nun im vorigen Jahre:

von 767 männlichen Mitgliedern: 209 mit 3106 Krankentagen

„ 609 weiblichen „ 170 „ 3114

Die Häufigkeit der Erkrankungen differirte somit nicht wesentlich zwischen männlichen und weiblichen Arbeitern, indem Erstere 27 pCt. und Letztere 28 pCt. Erkrankungsfälle darbieten. Etwas mehr differirte die durchschnittliche Krankheitsdauer; denn während bei den männlichen Mitgliedern 14^{1/2} pCt. Krankentage auf den einzelnen Fall kamen, entfielen für die weiblichen Mitglieder 18^{1/2} Tage.

Fragen wir uns nun, welchen Antheil an der Erkrankungsgeißel hatten die Nähmaschinenarbeiterinnen im Vergleich zu den übrigen Arbeiterinnen, die theils in denselben Räumen mit diesen beschäftigt sind (wie die sog. Fänelerinnen und Reisherinnen), theils (wie die Striderinnen, Fadenannacherinnen und Haspelrinnen) anderweitig arbeiten, so ergibt sich Folgendes:

die 359 Nähmaschinenarbeiterinnen absorbirten 2127 Krankentage

„ 250 anderen Arbeiterinnen „ 987

Mit anderen Worten:

auf jede Nähmaschinenarbeiterin kamen im Durchschnitt ca. 6 Krankentage, wogegen die anderen Arbeiterinnen kaum 4 Krankentage pro Jahr erforderten.

Auffallender springt der Unterschied hervor, wenn wir die Zahlenverhältnisse der thatsächlichen Erkrankungen einander gegenüberstellen: Es erhielten Krankengeld 136 Näherinnen und nur 34 andere Arbeiterinnen. Diese Zahlen, übertragen auf die Gesamtzahlen der Arbeiterinnen, ergeben Folgendes:

Von Nähmaschinenarbeiterinnen erhielten 38 pCt. Krankengeld, während von den übrigen Arbeiterinnen nur 13^{1/2} pCt. Krankengeld erhielten.

Aus diesen Zahlen ergibt sich deutlich die größere Krankenfrequenz der Nähmaschinenarbeiterinnen im Verhältnisse zu den übrigen Arbeiterinnen.

(Schluß folgt.)

Demokratie und Unterordnung.

B. W. Zu den Waffen, welche von unseren Gegnern gegen die Sozialdemokratie ins Feld geführt werden, gehört der Gedanke: „Die Gesellschaft, so wie sie von den Sozialdemokraten angestrebt wird, bedarf der Unterordnung ausführlicher Arbeitskräfte unter den Willen leitender Intelligenzen, der Unterwerfung vieler Menschen unter Autoritäten und zwar in ganz bedeutendem Maße. Wie aber verträgt sich solche Unterordnung mit dem demokratischen Satze, daß alle Menschen gleich seien? Wie verträgt sich Autoritäts Herrschaft mit Demokratie? Besonders scharf zugespielt findet sich dieser Gedanke, oder vielmehr diese Gedankenlosigkeit, bei Schäffle, welcher geradezu behauptet: Die sozialistische Produktionsweise ist unmöglich in einem demokratischen Staate.“

*) Ueber den Einfluß der Nähmaschinenarbeit auf die körperliche Entwicklung und Gesundheit bei Fabrikarbeiterinnen. Vortrag gehalten in der hygienischen Sektion der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Was mag sich nur Schäfte unter Demokratie vor-
stellen? Wahrscheinlich eine Herrschaft des Unsinns und
der Rohheit, die Herrschaft eines Böbels, der aus lauter
„Kratzeln“ besteht, aus widerhaarigen Burschen, welche
sich keiner vernünftigen Weisung fügen, indem sie immer
betonen: „Ich bin ebensoviele werth wie du! du hast mir
gar nichts zu sagen! Wir sind Demokraten!“

Und wie wird in Wahrheit die Demokratie der
Zukunft aussehen? — „Demokratie“ bedeutet Volksherr-
schaft, Durchführung des Volkswillens in allen öffentlichen
Angelegenheiten.

Selbstverständlich ist in diesem Falle unter „Volk“
nicht die Summe aller Glieder des Volkstums zu ver-
stehen, sondern die Mehrheit derselben, die große Masse;
denn Einstimmigkeit im politischen Handeln ist bei
einem Volke nahezu undenkbar.

Geradezu unverständlich ist nun die Meinung, Herrschaft
der großen Masse müsse Herrschaft des ungebildeten
Böbels bedeuten. Wir gestehen freilich zu, daß die neun
Zehntel unserer Bevölkerung, welche die große Masse aus-
machen, mit rohen Elementen durchsetzt und vom Ideal
der Bildung weit entfernt sind. Aber auch in den so-
genannten besseren Klassen, im wohlhabenden Mittelstande
sowie in den obersten Zehntausend, steckt Böbelhaftigkeit
genug, und zwar raffinierte Böbelhaftigkeit.

Jener „Schliff“ im Ausdruck und in den Umgangs-
formen, auf welchen sich die „besseren“ Klassen so viel
zugute thun, kann gepaart sein mit großer Gemüthsroheit.
Die oberflächliche Kenntniß einiger Sprachen (zweiter todt!)
sowie derjenigen Ereignisse, welche von flachen Lehrbüchern
für die Haupterzeugnisse der Weltgeschichte ausgegeben
werden, einige Bekanntschaft mit Naturwissenschaft und
Mathematik . . . solch ein Salat aus gelehrten Brocken
gibt dem Urtheil kein entscheidendes Uebergewicht über
die Urtheilsfähigkeit von Leuten, welche die Volksschule
besucht, eine Handarbeit gelernt, Zeitungen und Schriften
gelesen und sich mit offenen Augen im praktischen Leben
bewegt haben. Ja, was politische und wirtschaftliche
Frage betrifft, so überragt ein Theil der „ungebildeten“
Masse, die Lohnarbeiterschaft nämlich (abgesehen von
den ländlichen Arbeitern), an Verständniß die Mehrheit
unserer bildungsstolzen Bürger. Was aber das Wichtigste
ist: Die große Masse muß keineswegs „ungeschliffen“ und
unwissend sein; vielmehr ist ganz klar, daß, sobald die
Erziehung aufgehört hat unglaublich zu sein, sobald die
Gesellschaft an jeden ihrer Angehörigen mit den denkbar
besten Erziehungsmitteln herantritt, der Unterschied von
Gebildet und Roh, Wissend und Unwissend nur noch
zwischen vereinzelt Personen, nicht aber zwischen ganzen
Klassen bestehen kann. Nur in einem Klassenstaate
kann der Fall eintreten, daß Demokratie Böbelherrschaft ist.

Welches sind nun die Angelegenheiten, auf
welche sich der Volkswille in einer demokratischen Gesell-
schaft erstrecken wird? — Er wird sich richten auf alle
öffentlichen Angelegenheiten und Anordnungen treffen,
welche das öffentliche Leben regeln und aus einer
Menschenrasse einen Mechanismus, Organismus,
eine Gesellschaft machen. Solche Anordnungen aber
haben nur Sinn, wenn sie befolgt werden, wenn sie
Unterordnung finden. Heutzutage wird eine große An-
zahl der Anordnungen, z. B. das Militärgesetz, nur des-
wegen befolgt, weil dahinter die drohende Macht der
Obrigkeit steht. Diese Art von Obrigkeit wird nun freilich
in einer Demokratie nicht vorhanden sein; keine Schaar
berufsmäßiger Polizisten und mechanisch-gehorsamer Soldaten
wird in der zukünftigen Gesellschaft die öffentlichen An-
ordnungen durchsetzen. Aber deswegen braucht doch keine
Unordnung zu herrschen. Genügt es nicht, um gesellschaft-
liche Anordnungen durchzusetzen, wenn die Angehörigen
der Gesellschaft einander zur Durchführung der Ver-
ordnungen anhalten? Werden das moralische Urtheil und
die Fäuste der Zukunftsmänner etwa weniger Wirksamkeit
haben als die Macht eines heutigen Schutzmannes? In
der wahren Demokratie wird jeder Bürger nicht bloß be-
aufsichtigt, sondern zugleich Aufseher darüber sein, daß
die öffentlichen Anordnungen innegehalten werden. Freilich
heutzutage läßt dieser aktive Sinn für Geseßlichkeit viel
zu wünschen übrig. Aber woran liegt das? Daran, daß
die Beaufsichtigung eben ein Amt, ein Beruf ist. Wenn
der heutige Bürger eine Ungeßlichkeit wahrnimmt, so
denkt er in vielen Fällen: „Was geht's mich an? Mag
sich doch der Schutzmann oder der Staatsanwalt darum
kummern. Deren Amt ist's ja, zu wachen, daß die
Geseße nicht übertreten werden.“ Der Zukunftsbürger
wird anders denken; er wird sich sagen: „Unsere Geseße
bedingen die allgemeine Wohlfahrt; ihre Durchführung
liegt in meinem und meiner Genossen Interesse; es ist
also mein Recht und meine Pflicht, darüber zu wachen,
daß sie nicht verletzt werden.“ Wer sich nicht vorstellen
kann, daß ein derartiger Geseßlichkeitsinn in der großen
Masse möglich ist, wer sich das „Volk“ denkt als eine
von Natur geseßfeindliche Masse, die nur widerwillig
gehört und deswegen einer starken Obrigkeit bedarf, der
bedenke folgendes: Allerdings war und ist das Volk
vielfach geseßfeindlich, aber nur solchen Geseßen gegenüber,
die nicht aus seinem Willen, sondern aus der Selbstsucht
oder der fraglichen Weisheit seiner Vormunde entsprungen
sind. Daß aber ein vernünftiges, ja allgemein gebildetes
Volk nicht den ernststen Willen und nicht die Macht haben
sollte, die aus seinem freien Willen hervorgegangenen
und zu seinem eigenen Wohle gemachten Geseße zur
Durchführung zu bringen, ist völlig undenkbar.

Ebenso wenig wie die Demokratie die Unterwerfung
des Einzelnen unter das Geseß ausschließt, widerstrebt
sie der Unterordnung unter persönliche Autoritäten und

Vorgesetzte. Freilich Vorgesetzte, welche außerhalb
ihrer Berufstätigkeit eine höhere Stellung einnehmen,
mehr Recht und Ansehen haben als ihre Untergebenen,
darf es in einem auf politische und soziale Gleichheit
gegründeten Volksstaate nicht geben: Wo es sich aber
um die Arbeit, um Gütererzeugung und Verwaltung
handelt, da müssen sich selbstverständlich Einzelwille und
Einzelintelligenz einfügen in den großen Mechanismus und
gewissen Arbeitsvorgesetzten und Berufsautoritäten unter-
worfen sein. Eine derartige Unterordnung widerspricht
keineswegs dem demokratischen Gedanken der Gleichheit;
ebensowenig wie die Unterordnung einer Volksversammlung
unter die Leitung des Vorstandes bedeutet, daß die
Vorstandsmitglieder höherwertige und mehrberechtigte
Menschen sind; ebensowenig wie die Subordination einer
Arbeiterkolonne unter den Kolonnenführer bewirkt, daß
derselbe auch außerhalb der Arbeit Vorgesetzter ist; eben-
wenig wie die zeitweilige Ueberordnung eines Soldaten
über Kameraden von gleichem Range (wenn der Soldat
z. B. eine Patrouille führt oder Posten steht) eine Ueber-
ordnung im gewöhnlichen Dienste oder gar außerhalb des
Dienstes mit sich bringt; und ebensowenig wie die Unter-
ordnung eines Kranken unter die Autorität des Arztes
dem letzteren eine höhere Geltung im gesellschaftlichen
Leben verschafft. Schon unentwickelte Völker verstehen,
daß sich Gleichwertigkeit im Verkehr und Rechtsleben sehr
wohl verträgt mit der Unterordnung unter Vorgesetzte
und Autoritäten bei Verrichtungen, welche der Organisation
bedürfen; gewisse wilde Stämme unterwarfen sich bei
Jagdjügen und im Kriege sachverständigen Führern, ohne
daß diese Führer dabei ein Vorrecht besäßen. Und eine
Kultur, welche höher steht als die höchste moderne Kultur,
sollte unfähig sein, in Moral und Geseß eine scharfe
Grenze zwischen Unterordnung im Arbeitsmechanismus
und politisch-sozialer Unterordnung zu ziehen und zu
verhüten, daß erstere zur letzteren führt?

Die Konkurrenz der ausländischen Arbeiter und die Lage des italienischen Proletariats.

I.

§ Zu den Kunststücken, welche die Bourgeoisie mit
Vorliebe und Erfolg anwendet, um das Näherwert der
kapitalistischen Gesellschaft in Gang zu erhalten, gehört
bekanntlich, daß sie die Masse des Proletariats in
Gruppen zersplittert, gegen einander heßt, damit dieselbe
in einem Eingeweidekampfe den Jorn verzehre und aus-
tobe, der sich von Rechtswegen gegen die Besitzenden
lehren müßte. Haben sie es mit dem Geseße des Mehr-
werthfektens gar zu toll getrieben, haben Ueberproduktion,
Krisen und Hungerlöhne die ökonomische Lage unhaltbar
gemacht, so daß die Begriffe fehlen, wie das Ding weiter
gehen soll, „so stellt ein Krieg zur rechten Zeit sich ein.“
Die Proletarier verschiedener Länder reiben sich dann
gegenseitig bis zu der gewünschten Schwäche auf, die sie
wehlos an das alte Loos fesselt.

Für den Alltagsgebrauch kleinerer, vorübergehenderer
Krisen greift der Kapitalismus zu kleineren Mitteln,
immer jedoch nach dem alten Recepte gebrant: theile
und herrsche. Um den feindseligen, unverföhlichen
Gegensatz zwischen den Interessen des Kapitals und der
Arbeit zu verstecken, sucht ersteres den Glauben zu er-
wecken, daß die Interessen der Arbeiter untereinander
im Konflikte liegen, und daß dieser Konflikt Ursache
aller vom Proletariat empfundenen Mißstände ist. Wenn
der Bruchtheil A der Arbeiterschaft leidet, so ist daran
nur der Bruchtheil B oder C schuld, dem es zu gut geht.
Krisen und Arbeitsstodungen rühren beileibe nicht daher,
daß die profitlusternen Kapitalisten in toller Planlosigkeit
darauf los produzierten, ohne die vorhandene Kaufkraft in
Betracht zu ziehen, sie wurden nur verursacht durch deren
Güte, welche möglichst viel Arbeitern Beschäftigung geben,
Handel und Industrie in Schwung bringen wollte.

Das schändliche Ausland that dann das Uebrige.
Wenn die Löhne in einer Gegend, in einer Industrie
sinken, wenn Tausende überschüssiger „Hände“ entlassen
werden, so geschieht dies natürlich ganz gegen den Willen
der Kapitalisten und steht außer jedem Zusammenhang
mit deren Vortheil. Die ausländischen Arbeiter ziehen
die Beschäftigung an sich und drücken durch Schmutz-
konkurrenz die Löhne. Der arme, weisberzige Kapitalist,
der in der Theorie stets bereit ist, „mit dem Arbeiter zu
tauschen“, ist auch hier wieder das unschuldige Opferlamm,
das von den bösen Proletariern moralisch gezwungen
wird, sich niedrigere Löhne und größere Profite autotropieren
zu lassen. Der brave Mann hat sich selbstredend dagegen
gestraubt, so lange es ging, aber — der Arbeiter muß
ja aus Erfahrung wissen, daß in dieser bösen Welt Gewalt
vor Recht geht. Und während der Kapitalist mit der
einen Hand die vollgepropte Tasche zuhält und nach der
Polizei schreit, deutet er mit fittlich entrüstetem Blick auf
den ausländischen Arbeiter, diesen dem Jorn der feiern-
den, hungernden Menge überweisend. Der ausländische
Arbeiter und seine Konkurrenz muß immer als Uligableiter
herhalten, wenn die Krisen chronisch werden und die Massen-
armuth riesig anschwillt.

Den Nothstand der deutschen Arbeiter haben bekann-
tlich die in Hungerlöhnen schwelgenden „Böhmen und
Polaken“ auf dem Gewissen, das österreichische Proletariat
wird von den einwandernden tschechischen und italienischen
Arbeitern zu Grunde gerichtet, das französische Volk könnte
wie der Herrgott in Frankreich leben, wenn die Schmutz-
konkurrenz der Belgier, Italiener und Deutschen nicht
wäre, die englischen „Hände“ werden nur durch die

Schaaren der eingewanderten Paddy's brodblos gemacht
und das europäische Maschinenfutter und der chinesische
Arbeitsklave bringt die Arbeiterschaft der freien nord-
amerikanischen Union an den Bettelstab. Je stärker und
länger in einem Lande die von der kapitalistischen
Produktionsweise verschuldete Krise ist, um so mehr schürt
oft die besitzende Klasse den latenten Krieg zwischen den
zusammenschaffenden Arbeitern verschiedener Nationen.
Seitdem die französische Industrie aus einer Krise in
die andere fällt, stehen Reibungen zwischen ausländischen,
zumal italienischen und einheimischen Arbeitern auf der
Tagesordnung, datirt eine periodisch oft sehr heftige
Bewegung gegen die fremden Proletarier, Ausnahme-
maßregeln wider dieselben fordernd.

Dem ausländischen Lohnarbeiter wird in Folge seiner
Unkenntniß der neuen Lebensbedingungen, der fremden
Sprache u. s. w. nicht nur das Fell doppelt über die
Ohren gezogen, sondern er wird auch oft unwissentlich und
gegen seinen Willen als Mittel zur größeren ökonomischen
Ausnutzung des eingeborenen Kameraden ausgebeutet.
Der Hunger zwingt ihn persönlich zu dem denkbar billigsten
Verkauf seiner Arbeitskraft, er wirkt weiter durch ihn auf
den möglichst niedrigsten Preis der Arbeitskraft über-
haupt ein.

Während unter normalen Verhältnissen die Ein-
wanderung fremder Arbeitskräfte nur die Folge haben
würde, entweder die Produktemenge einer Gesellschaft zu
vermehrten oder das Arbeitsquantum jedes Gesellschafts-
mitgliedes zu vermindern, hat sie unter der anarchischen
kapitalistischen Produktion nur die Konsequenz, den Profit
des Privateigentümers der Produktionsmittel beträchtlich
zu steigern, damit aber auch gleichzeitig das Massenelend,
das Sinken der Löhne, die Ueberarbeit. Solange Arbeiter
und Arbeitsmittel durch die tiefe Kluft des Privatcharakters
der letzteren geschieden sind, muß jede Erhöhung der Pro-
duktivität, jede Erleichterung und Beförderung der noth-
wendigen Arbeit für den Proletarier in das Gegentheil
umschlagen, in größere Armuth und schwerere Belastung
seiner Kraft, bei geringerem Preis derselben. Die Kon-
kurrenz der eingewanderten Arbeiter ist wohl scheinbar die
Ursache, daß die Löhne eventuell sinken, in Wirklichkeit ist
sie nur Mittel zum Zweck und Opfer der Erscheinung.
Ursache davon ist in letzter Instanz einzig und allein die
mit dem heutigen Wirtschaftssystem unauslöschlich ver-
knüpfte Tendenz des Kapitalisten, so billig und ausgiebig
als möglich zu produzieren, folglich die menschliche Arbeits-
kraft so billig und so lange als möglich disponibel zu
haben. In der Konkurrenz zwischen dem ausländischen
und einheimischen Arbeiter, oder menschlicher Arbeitskraft
und menschlicher Arbeitskraft überhaupt, gelangt nur der
feindselige Gegensatz zwischen den Interessen des Kapitals
und der Arbeit zum Ausdruck, aber nicht etwa ein
Gegensatz zwischen den Interessen der Arbeiter unter-
einander.

Trotz scheinbarer Gegensätze haben alle Arbeiter
untereinander die gleichen Interessen, welche sich
in stetigem Konflikt mit denen der Kapitalisten befinden.
Dem eingewanderten Proletarier ist z. B. durchaus nicht
damit gedient, daß er seine Arbeitskraft um einen Spott-
preis verschleudert und dadurch den Lohn der Arbeit über-
haupt drückt. In seinem Interesse liegt das genaue
Gegentheil davon, und wenn er zu seinem Nachtheil, aber
zum Vortheil der Kapitalisten gegen einen elenden Lohn
feil ist, so spielt er bei dem Prozesse nur die Rolle einer
willenlos auf den Markt geschleuderten und dessen Kon-
junkturen preisgegebenen Waare, auf deren Nichtlosschlag
der Hungertod steht. Daß er dadurch einen verhängnis-
vollen Einfluß auf den Preis der Arbeitswaare übt, kann
er individuell nicht ändern. Der ausländische Arbeiter
sucht gewiß nicht prinzipiell und con amore die schlechtesten
Arbeits- und damit schlechte Lebensbedingungen. Fast
ausnahmslos waren es gerade ungünstige Existenzbedingungen,
welche ihn aus der Heimath trieben, und wenn er sein
Ziel in der Fremde ausschlägt, so geschah es in der aus-
gesprochenen Absicht, diese seine Existenzbedingungen zu
verbessern. Diese Absicht wird durch die Dazwischen-
kunft des Kapitalisten vereitelt, wie es auch der Kapitalist,
die ökonomischen Zustände und ihr politischer Oberbau
waren, welche ihm dem Vaterland den Rücken kehren
ließen.

Bezeichnend für die Rolle, welche das gesammte
bestehende Gesellschaftssystem bei Auswanderung der Arbeiter
und bei Schmutzkonkurrenz spielt, ist die Thatfache, daß die
ausländischen Arbeiter, über deren Masseneinwanderung
und Lohndruck in bestimmten Gegenden besonders geklagt
wird, aus Ländern kommen, in denen das kapitalistische
System in hoher Blüthe steht, oder auf dieselbe zutrifft,
die aber im Gegensatz hierzu Pauperismus der Massen
aufweisen, während gleichzeitig deren Emanzipations-
bestrebungen das Gleichgewicht einer hochgradigen politischen
Reaktion angehängt ist: Island, Italien, Deutschland
stellen den höchsten Prozentsatz für die überseeische Aus-
wanderung, ergießen aber auch noch ganze Ströme
emigrierender Proletarier in die benachbarten industriellen
Länder.

Da der Mensch im Allgemeinen die Gewohnheit
seine Amme nennt“ und an der Scholle klebt, so ist die
Erscheinung der massenhaften „Entfremdung“ der Bevölkerung
gewisser Länder keine zufällige, sie steht in wesentlichem
Zusammenhange mit den miserablen ökonomischen und
politischen Verhältnissen, unter denen das Proletariat
dieselbst leidet. Im Grunde flöht man bei diesen modernen
Völkerwanderungen wie bei den Wanderjügen der Barbaren
der Antike und des Mittelalters auf die Magenfrage.

Bei allen Ländern, die eine Massenauswanderung

aufweisen, kann man a priori auf unerträgliche sozialpolitische Zustände folgern. Der Proletarier glaubt der schlimmsten ökonomischen Ausnutzung, der stärksten politischen Reaktion zu entgehen, wenn er den Saft auf den Rücken nimmt. Aber auch in der neuen Heimath, die er sich wählt, wartet der Kapitalist auf ihn wie die Spinne im Netz, und läßt ihn nicht frei, bis er den höchst möglichen Werth aus seiner Arbeit „gewonnen“ hat.

Wir wollen in Folgendem einen kurzen Blick auf die Lohn- und Existenzbedingungen der italienischen Arbeiter werfen, der zeigen wird, warum gerade das herrliche Land, wo die Zitronen blühen, ein so starkes Aufgebot für die Auswanderung und Anlaß zu Klagen über Schmutzkonkurrenz giebt.

§ 153 der Reichsgewerbeordnung.

□ Wenn wir in den Arbeiterkreisen eine große Ueberschätzung der Tragweite des § 152 der Reichsgewerbeordnung gefunden haben, weit über die Grenzen hinaus, die ihm nun einmal durch die Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes gesteckt sind, so begegnen wir in Betreff des § 153 in denselben Kreisen häufig einer irrthümlichen Auffassung, dahin gehend, daß man nicht genau genug den Zweck des § 153 ins Auge faßt, der in den seit gedruckten Sätzen in der vorigen Nummer dieses Blattes zum Ausdruck kommt. Der § 153 will es lediglich verhindern, daß jemand gezwungen wird, einer Verabredung zur Erreichung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen beizutreten, oder verhindert wird, von ihr zurückzutreten. Nur Zwang, Drohung, Ehrverletzung oder Verrufserklärungen, die diesen ganz bestimmten Zweck haben, sind hier verboten. Der § 153 hat durchaus nichts zu thun mit Bestrebungen, jemanden vom Beitritt zu Verabredungen auf Grund des § 152 abzuhalten, oder ihn zum Zurücktreten von solchen Verabredungen zu veranlassen.

Bestreben nach dieser Richtung kommen auf beiden Seiten vor. Die Arbeiter versuchen zuweilen durch Sperren, die sie über einzelne Geschäfte verhängen, durch „Schwarzstellen“, um zünftig zu sprechen, einzelne Unternehmer zu zwingen, von den Verabredungen der Unternehmer zurückzutreten, während die Unternehmer sich durch sogenannte schwarze Listen die Namen der Streikenden mittheilen, um diese durch Hunger zu zwingen, sich von der Verabredung mit ihren Kameraden loszusagen.

Beides ist nicht verboten und sind wohl ebenso oft Denunziationen der gesperrten Unternehmer gegen diejenigen, welche die Sperren veröffentlichten, von der Staatsanwaltschaft zurückgewiesen (es ist dies z. B. gegen den Schreiber dieses Aufsatzes dreimal schon geschehen), wie dieselbe auch die Denunziationen der Arbeiter gegen die Unternehmer wegen Verrufserklärung durch schwarze Listen stets zurückgewiesen hat und zurückweisen muß.

Beide Bestrebungen sind durch § 152 der Reichsgewerbeordnung vollkommen erlaubt und § 153 trifft sie nicht. Der Umstand, daß die Arbeiter nur während des eigentlichen Streikes Sperren verhängen, und nach Austrag der Sache, sei der Zweck der Sperre erreicht oder nicht, gegen eben aber den betreffenden Unternehmer nichts mehr vornehmen, sondern sie behandeln, als ob nichts dagewesen ist; da Unternehmer aber sehr häufig in niedriger und gemeiner Nachsicht mit schleichendem, hinterlistigem Haß und mit perfiden Maßregelungen die verfolgen, mit denen sie soeben Frieden geschlossen haben, auch wenn sie beim Friedensschluß ganz ausdrücklich versprochen haben, solche Schritte nicht zu thun, dieser Umstand unterliegt nur dem Urtheile der Sittlichkeit, nicht dem des Strafrichters. Der hat aber keine Handhabe zum Einschreiten, selbst dann nicht, wenn er wollte, was wohl auch selten genug sein möchte.

Bei dem erlaubten Zwang, daß der andere Theil nachgiebt, sind nur die einschlagenden Bestimmungen der anderen Strafgesetze maßgebend: besonders die § 185 bis 200 wegen Beleidigung sind sehr zu beachten.

Der § 193 des Strafgesetzbuches lautet:

„Zabelnde Urtheile über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen, ungleichen Aeußerungen, welche zur Ausübung oder Verteidigung von Rechten, oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht werden, sowie Vorhaltungen und Klagen Vorgesetzter gegen ihre Untergebenen, dienstliche Anzeigen oder Urtheile von Seiten eines Beamten und ähnliche Fälle sind nur insoweit strafbar, als das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Aeußerung, oder aus dem Umstande, unter welchem sie geschah, hervorgeht.“

Hieraus folgt, daß keine Klage erhoben werden kann, wenn ein Unternehmer einem anderen Unternehmer ungünstige Urtheile über die Leistung und das Betragen der Arbeiter mittheilt (Zeugnistheilung oder Auskunft), die bei einem von beiden beschäftigt sind, oder beschäftigt waren, oder aber Beschäftigung suchen, falls dabei nicht unerweisliche Thatsachen behauptet werden, die beleidigend sind. Die bloße Bezeichnung als „Streikbruder“ z. B., in solch einer Mittheilung gebraucht, ist straflos. Ebenso können erweisliche Uebelstände auf einer Arbeitsstelle oder in einer Werkstätte dem Thatsache nach veröffentlicht werden, doch ist dabei große Vorsicht nöthig. Wir kennen einen Fall, in welchem der Redakteur eines Arbeiterblattes in allen drei Instanzen wegen Beleidigung verurtheilt wurde, weil er ganz schauerhafte Zustände auf dem Werkplatze eines Steinmetzenmeisters durchaus erweislich wahr geschildert, aber hinzugefügt hatte: „Diesem Treiben muß entschieden entgegen getreten werden.“ Im Ausdruck „dieses Treiben“ wurde die Absicht zu beleidigen gefunden.

Wenn es die Ehre der Arbeiter betrifft, haben wir so zarte Rücksichten freilich noch nicht erlebt.

Der § 153 trifft gewöhnlich und fast ausschließlich nur Arbeiter. Uns ist auch noch nicht ein einziger Fall bekannt, daß er jemals gegen Unternehmer angewendet worden ist, doch mag es solche Fälle wohl geben. Zum Theil ist dieses freilich aus den natürlichen Verhältnissen zu erklären. Bei einem Ausstande spielen sich die Handlungen der Arbeiter auf der Straße, an öffentlichen Orten, in Versammlungen ab, die von hunderten von amtlichen und nichtamtlichen Denunzianten beobachtet werden, während die Verhandlungen der Unternehmer hinter verschlossenen Thüren vor sich gehen. Die rauheren Umgangsformen unter den Arbeitern geben leicht Veranlassung zur Ueberschreitung der Grenzen der Höflichkeit und sofort ist der Denunziant bei der Hand, die Sache weiter zu tragen. Die Unternehmer bestechen häufig genug solche Denunzianten oder suchen Denunziationen durch allerlei Ueberredungen herbeizuführen. Man macht die Richter besangen durch erlogene und verdrehte Schilderungen der Ursachen des Ausstandes, man unterhält ganze Pressenbüreau Seitens der Unternehmer, um allerlei unwahre Geschichten in die Oeffentlichkeit zu lanciren, die die Arbeiter in Mißkredit bringen. Der Umstand, daß die Arbeiter in Mißkredit den besitzenden Klassen vollständig fremde Welten sind, daß die Bürger wohl nur höchst selten ein Arbeiterblatt lesen, also die Darstellung, die ihnen zu Gesichte kommt, immer dieselbe einseitige ist, macht es, daß solche giftigen Lügen sich festsetzen können und alle kapitalistischen Kreise durchtränken müssen. Da nun Polizei, Staatsanwalt und Richter diesen Kreisen angehören, so müssen sie nothwendig in den Bann dieser falschen Anschauungen fallen und gegen die Arbeiter voreingenommen sein. Da findet dann das Gefindel der falschen Ankläger nur zu leicht Glauben, die, um sich an einem Feinde zu rächen, wenn er im Ausstande ist, ihn angreifen, um hinterher ihn wegen Verletzung des § 153 zu denunziren.

Leicht werden die rohesten Thaten der Unternehmer und ihrer Streikbrecher beschönigt und verschleiert. Den Unternehmern stehen ganz andere Zwangsmittel unter einander zur Verfügung. Abschneiden des Kredites, Boykotten in der Gesellschaft, Ausschließen aus den Vereinigungen und viele ähnliche Mittel sind nur sehr schwer unter den § 153 zu stellen.

Ohne Zweifel sind die Behörden und Richter in der Streitfrage die Zugehörigen zu einer Partei. Jeder Streit-Prozess aus § 153 ist im Grunde ein politischer Prozess, in welchem Angellagerter und Richter zu den sich bekämpfenden Parteien gehören; daher kommt es eben, daß selbst da, wo man die Arbeiter ganz sicher anklagen würde, gegen Unternehmer keine Anklage erhoben wird.

Es ist durch Erkenntniß des Obertribunals vom 3. Juni 1874 ausgesprochen, daß auch schon der Versuch, einen Gewerbetreibenden zur Theilnahme oder Befolgung einer Lohnverabredung zu nöthigen, ohne Rücksicht darauf strafbar ist, ob dabei eine schon vorhandene bestimmte Absicht des zu Nöthigenden ins Auge gefaßt ist, oder ob nur eine mögliche spätere Entschliesung desselben eingewirkt werden soll. Dennoch ist es zulässig, daß in Innungen Konventionalstrafen und Ehrenwort verbürgt werden dürfen für die Einhaltung solcher Verabredungen, die auf spätere Entschliesungen als Nöthigungen wirken müssen, da solche Beschlüsse mit Stimmenmehrheit gefaßt werden, und die Minderheit sich fügen muß. Man redet sich aber heraus und sagt, verabreden darf man solches wohl, aber die Verabredung darf nicht in Vollzug gesetzt werden, wenn jemand dagegen steht. Da man den Innungen aber alle die Privilegien gegeben hat, so kann niemand, der erst darauf sich eingerichtet, leicht aus der Innung heraus, ohne geschädigt zu werden. Er kommt also in die Gefahr eines in Aussicht stehenden Vermögensnachteiles, gegen den er nach dem Willen des Gesetzes geschützt sein soll. Hierin soll aber nach Erkenntniß vom 1. Juni 1875 auch eine strafbare Drohung gefunden werden. Wir haben noch nie gehört, daß eine dieser Bestimmungen gegen Unternehmer angewendet worden ist. Sie müssen wohl ganze Mustermenschen sein, da sie sich nie, selbst in der Aufregung eines Ausstandes, etwas zu schulden kommen lassen.

Hiermit haben wir so ungefähr die Tragweite des § 153 umschrieben. Die Arbeiter wissen aus vielfacher Erfahrung, welche Strafe während eines Ausstandes ein nicht sehr böse gemeintes grobes Wort haben kann. Die Streikbrecher haben dann alle eine Ehre, so zart wie die eines Lieutenants oder eines renommierten Studenten. Schon festes Ansehen und Begleiten auf der Straße kann diese Ehre verletzen oder die zarten Seelen bedrohen.

Damit ist der § 152 aber lange noch nicht genug abgeschwächt im Sinne unserer kapitalistischen Kreise. Wenn es auch nicht geglückt ist, aus der Ueberredung zur Einstellung der Arbeiten einen körperlichen Zwang heraus zu deuteln, wie ein innungsfreundliches juristisches Mädchen für Alles es einst versuchte, so giebt es endlich doch noch einen „Groben-Unsug-Paragrafen“, der sich allmählich zu der Ungeheuerlichkeit auswächst, den in der Mantuffel'schen Reaktionszeit der „Saß- und Verachtungs-Paragraf“ besaß. Was man mit dem noch Alles wird anstellen können, läßt sich heute durchaus nicht feststellen, das Ungeheuer wächst noch.

Ohne Zweifel verbietet aber kein Gesetz, daß die Arbeiter von einem gesperrten Ort oder von einer gesperrten Baustelle, Werkstätte oder Fabrik den Zugang fernhalten in ihnen beliebiger Art, wenn sie das vermeiden, was § 153 verbietet, und sonst kein Gesetz übertreten. Da

giebt es aber einen Streikerlaß, und der ändert sofort das ganze Ansehen der Sache.

Nun giebt es innerhalb des gesetzlich Erlaubten doch noch Handlungen, die Jemanden schädigen können? — Ganz recht, der § 152 ist dazu da, um den Gegner zu schädigen, bis er nachgiebt. — Nein, mein Lieber, die Polizei hat zu bestimmen, wie weit diese Schädigung im Rahmen des Gesetzes nur gehen darf, wenn sie von den Arbeitern gegen die Unternehmer versucht wird. Da muß sie auf Ansuchen der Unternehmer thatkräftig einschreiten. Sie muß verhindern, daß die Bahnhöfe und die Arbeitsstellen von den Arbeitern beobachtet werden, sie muß verhindern, daß die aus dem Auslande oder der deutschen Polafei herbeigezogenen Streikbrecher belehrt und zu den übrigen Arbeitern, die diese Fremden schädigen, herangezogen werden, selbst wenn dies in gesetzlicher Weise geschieht. Die Polizei muß die fremden Arbeiter bewachen, damit der Herr Unternehmer keinen Schaden hat. Ob die heimischen Arbeiter Schaden haben, das ist gleichgültig, warum wollen sie bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, als profitgüchtige Unternehmer ihnen geben wollen, selbst wenn den Unternehmern, wie ihre eigenen Organe heute von den Bauspekulanten sagen, die großen Gewinne in den Schooß fallen.

Das ist das Aussehen von § 152 und 153 der Reichsgewerbeordnung für die Arbeiter.

Diese Paragraphen haben einen Kopf wie der römische Gott Janus. Sie haben zwei Gesichter, ein sehr ernstes und drohendes für die Arbeiter, ein sehr mildes und freundliches für die Unternehmer. Das sind unlegbare Thatsachen, mit ihnen müssen wir immer rechnen. Wenn die Arbeiter dabei nicht den Muth verlieren, so ist das wohl ein Zeichen, daß ihnen ihr Streben sehr ernst, und daß es durchaus nothwendig ist. Trotz aller Behinderungen werden die Lohnkämpfe und Ausstände nicht früher aufhören, bis die Lohnarbeit beseitigt sein wird. Sie werden vielmehr immer bedrohlicher, immer häufiger und immer schädigender werden. Daran wird die polizeiliche Bedrückung der Arbeiter nichts ändern.

Ein Industriekönig.

Von der gegenwärtigen Ausdehnung der Krupp'schen Fabriken kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß u. a. in derselben sich in Essen befinden: 1195 Oefen, 286 Dampfesel, 370 Dampfmaschinen, 92 Dampfhammer, darunter einer von 50 000 Kilogramm Gewicht.

Diese verbrauchen täglich 2735 Tonnen Kohlen.

28 Lokomotiven sind erforderlich, um den Verkehr innerhalb des Etablissements zu bewältigen.

11 Hochöfen mit 66 Dampfmaschinen, welche bei Duisburg, Neuwied und Engers liegen liefern das Roheisen.

Das Erz wird aus 534 Gruben- und Bergwerken erzeugt, die täglich 1200 Tonnen Erz zu Tage fördern; unter ihnen befinden sich die berühmten Eisensteingruben bei Bilbao in Spanien.

Zwei Kohlenzechen fördern täglich 2100 Tonnen Kohle.

Vier überseeische Dampfer, die der Firma gehören, überführen das Erz von Spanien nach dem Rheine.

Die Gesamtzahl der Arbeiter beläuft sich auf 21 000 Mann, welche 52 000 Menschen ernähren, von denen 24 000 in Wohnungen, welche der Fabrik gehören, 12 700 in eigenen und 36 800 in fremden Wohnungen wohnen.

52 000 Menschen abhängig in ihrer ganzen Existenz von einer einzigen Privatverwaltung! Hat es jemals eine fürchtbarere Herrschaft Einzelner gegeben?

Politisches und Sozialpolitisches.

Für die 57 Unfallversicherungs-Berufsgenossenschaften, welche 1886 während des ganzen Jahres für Deutschland in Thätigkeit waren, — für weitere fünf Berufsgenossenschaften ist Mangels dieser Voraussetzung ein Vergleich der Jahre 1886 und 1887 nicht gut zulässig — berechnet sich der für die Zwecke der Unfallversicherung in Anrechnung gebrachte durchschnittliche Lohn für den Kopf des versicherten Arbeiters auf nur 631½ Mark in 1887 gegen 652½ Mark in 1886. Der Lohnbetrag für den Kopf fiel also 1887 gegen das Vorjahr um 21½ Mark oder nahezu 3¼ pCt.!

Im Einzelnen sind die Ergebnisse für die einzelnen Berufsgenossenschaften vielfach noch viel unerbaulicher.

Zwar bei 25 derselben hat — nach der „Berl. Volkszig.“ — gegen das Vorjahr 1886 eine Erhöhung des anrechnungsfähigen Durchschnittslohnes stattgefunden, doch geht diese Erhöhung nur bei vier Genossenschaften über 10 pCt. hinaus, während sie bei deren 10 nicht einmal 5 pCt. erreicht.

Im Gegensatz dazu weisen eine Verringerung des anrechnungsfähigen Durchschnittslohnes 30 Genossenschaften auf, darunter nicht weniger als 17 Genossenschaften um mehr als 10 pCt. und nur 9 um weniger als 5 pCt.! Und bezeichnender Weise finden sich gerade bei verschiedenen Ausfuhr-Industrien mit starkem Aufschwunge und starker Ausfuhr (!) im Jahre 1887 beträchtliche Einbußen am Durchschnittslohn, so bei der Textil-, der Papier- und Leder-Industrie und der Musikinstrumenten-Berufsgenossenschaft, wogegen von sämtlichen Ausfuhr-Industrien einzig und allein die Zuckerberufsgenossenschaft, deren Ausfuhr doch gerade 1887 gegenüber dem Vorjahre auffallend

zurückging, eine stärkere Steigerung des Lohndurchschnitts für den Kopf aufweist.

Trotz alledem lesen wir in schützöllnerischen Blättern tagtäglich von der günstiger gewordenen Lage der Arbeiter.

Justizminister von Friedberg hat seine Entlassung nachgelehrt, und dieselbe auch bereits erhalten. Er stand von allen preussischen Ministern dem Kaiser Friedrich am nächsten. Er wurde bekanntlich unmittelbar nach der Thronbesteigung durch Verleihung des Schwarzen Adlersordens ausgezeichnet. Man nimmt an, daß er auch in der Regenschäftsfrage ein entscheidendes Gewicht zu Gunsten der Thronbesteigung des erkrankten Kaisers in die Waagschale geworfen habe. Dem Minister politisch nahestehende Personen meinen, daß derselbe besser daran gethan haben würde, sich schon früher von der Verantwortlichkeit der neuesten Maßnahmen der Regierung loszusagen. — Früher wurde einmal als Nachfolger v. Fried-

berg's für den Fall seines Rücktritts der Oberreichsanwalt v. Tessenlof bezeichnet, den Arbeitern Deutschlands aus den vielen Sozialistenprozessen bekannt. — Herr v. Friedberg war seit 1879 preussischer Justizminister, als Nachfolger Leonhardt's. Von 1876—79 war er Staatssekretär der Reichsjustizverwaltung. Viele Jahre vorher fungierte er als Vorsitzender der juristischen Examinationskommission.

Die Konservativen des Reichstags und Landtags gaben Herrn Minister a. D. v. Puttkamer am vorigen Freitag Nachmittag 4 Uhr ein feierliches Diner im Kaiserhofe.

Zum Frauenstimmrecht. In Boston haben bei der letzten Wahl von den wahlberechtigten Männern 83,8 pSt., von Frauen aber 94,6 pSt. wirklich gestimmt. Es regnete fast den ganzen Tag, allein dadurch ließen sich die Frauen nicht abschrecken.

Der aus Hamburg ausgewiesene Schriftsteller J. Wedde ist nun definitiv als Kandidat für den 3. Hamburgischen Wahlkreis zu der nächsten Reichstagswahl aufgestellt.

Magdeburg. Am Neujahrstag soll hier früh ganz zeitig, als alles, besonders die Polizei, noch in Morpheus Armen lag, ein Flugblatt verbreitet worden sein, das bereits auf die nächsten Reichstagswahlen vorbereitet. Wie wir erfahren, sind anfangs 2 Arbeiter deswegen verhaftet und bis jetzt noch nicht freigelassen worden. Später wurde gar noch ein achtjähriger Schulknabe in Abwesenheit seines Vaters gepackt und einem 1/2-jährigen hochnothpeinlichen Verhör unterworfen, an dessen Schluß er zugestand, zehn Flugblätter in der Rosdenstraße vertheilt zu haben. Öffentlich wird er nicht auch noch wegen Aufreizung zum Klassenhaß verdonnert. Später sollen noch zwei Arbeiter verhaftet worden sein, darunter der Zimmerer Ad. Schulze.

Verhaftungen an der schweizerischen Grenze. Aus Leopoldshöhe wird der „Krz.“ gemeldet, daß am Sonntag sechs Personen im Alter von 17—30 Jahren von bairischen Grenzaufsehern am Rhein verhaftet wurden, welche unter ihren Kleidern Pakete mit verbotenen sozialdemokratischen Druckschriften von der Schweiz einschmuggeln wollten. Dieselben gaben an, von einem unbekanntem Manne in Basel zu diesem Transport angeworben zu sein, der ihnen jenseits der Grenze weitere Verhaltungsmaßregeln habe zukommen lassen wollen.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager,

empfehlen

E. Wilschke,

Junkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

C. Klein.

15. Mitterstraße 15.

Dieselbst, Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronceurerei (E. S. 60.)

Für Friedrichshagen

nimmt im Auftrage der Expedition Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

entgegen und versichert pünktliche Zustellung

Oskar Schmidt, Lindenallee 12.

Für Schöneberg

nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

entgegen

Franz Buchholz, Schöneberg,

Colonnadenstr. 4, v. 2 Tr.

Kötzschenbroda b. Dresden.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ liefere ich für 50 Pf. monatlich frei in's Haus und sehr recht zahlreichen Bestellungen entgegen.

E. Lehmann,

Wetstrahe 6.

Für Zetel (Oldenburg)

nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

im Auftrage der Expedition entgegen

Tischler Friedrich Giersch,

bei Johann Brühl.

Empfehle Freunden und Genossen

Manchettenknöpfe und Broschen mit dem wohlgelungenen Porträt von Lassalle, Marx und Engels. Kravattenadeln und Chemisettknöpfe mit Lassalle, erliere auch mit Text (Einigkeit macht stark) passend für Arbeitervereine u. dgl. sowie alle Bijouteriewaaren. Aufträge werden prompt besorgt.

Fr. Kullrich,

Proschwitz b. Neichenberg i. Böhmen.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik

von

Conrad Müller

Schkeuditz-Leipzig

empfehle ich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.

Ausführung sauber und schnell.

Preislisten gratis und franko.

Für Hamburg

nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

Neue Tischlerzeitung, Recht auf Arbeit, Hamburger Echo und andere Blätter entgegen, und besorgt pünktlich

Tischler H. C. Doose, 2. Jakobstr. 11, IV.,

und bei Hirschfeld, Neustädter Neue Straße.

Wünsche einen Gesinnungsgenossen als Cigarrenteranten.

W. Saffe,

Berlin, Bergmannstr. 17.

Fachverein der Tischler.

Montag, 21. Januar, Abends 8 1/2 Uhr,

in Jordan's Salon, Neue Gränstr. 28,

General-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht des Vorstandes; Bericht des Vorstandes; Bericht der Arbeitsvermittlungskommission und Werkstatt-Kontrollkommission.

2. Erziehung der Arbeitsvermittlungskommission und Werkstatt-Kontrollkommission.

3. Vorlage der statistischen Fragebogen.

4. Vereinsangelegenheiten und Fragekasten.

Der Vorstand.

Der Arbeitsnachweis

für

Schlosser und Berufsgenossen

befindet sich im Lokal des Herrn Wendt,

Dresdenerstraße 116.

Kontrolle Abends 8—10 Uhr, Sonntags von 9—11 Uhr Vormittags.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)

30 Zimmerstraße 30

empfehle ich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben

jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.

Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.

Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Gold- und Silberwaaren



zu Fabrikpreisen.



Grosse Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons, Broches und Ohrringe, sowie in Golddouble und Silber. Spezialität: Fabrik massiver Ringe. Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen, Granaten und Silbersachen. Korallenschnüre in den schönsten Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung.

Trauringe à Ducaten 11 Mk.

Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen.

Aug. Schulze, Goldarbeiter

BERLIN,

35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe.

Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Allgemeiner Metallarbeiter-Verein

Berlins und der Umgegend.

Grosse Versammlung

Diens., 22. Januar 1889, Abends 8 Uhr,

im Weddingpark, Müllerstr. 178.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille.

2. Aufnahme neuer Mitglieder.

3. Verschiedenes. Fragekasten.

Gäste haben Zutritt.

Um recht zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand.

Freie Vereinigung der Vergolder und Fachgenossen.

Mitglieder-Versammlung.

Montag, den 21. Januar, Abends 8 1/2 Uhr,

in Scheffer's Salon, Inselstr. 10.

Tagesordnung:

1. Kassenbericht.

2. Bericht der Kommission.

3. Verschiedenes.

Gäste willkommen.

Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorstand.

Grosse

Schneider-Versammlung!

Freie Vereinigung der Schneider Berlins.

Montag, 21. Januar, Abends 8 1/2 Uhr,

in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Alwin Gherisch: Bedeutet das Sinken des Zinsfußes eine Besserung oder eine Verschlechterung der Lage der kleinen Leute und der Arbeiter?

2. Vereinsangelegenheiten.

Gäste haben freien Zutritt.

Der Vorstand.

Bier Jahrgänge der „Freien Gloden“ (Zeitschrift für Freidenker) sind zu verkaufen. Pro Jahrg. 1 M. Stenzel, Danzig, Paradiesgasse 31.

[56]

Metallarbeiter-Verein

Magdeburgs und der Umgegend.

Gr. Versammlung

Diens., den 22. Januar, Abends 8 Uhr,

im Colosseum, Storchstraße 7.

Tagesordnung:

Vortrag des Reichstagsabg. Hrn. Meister-Dannover.

Gäste sind willkommen.

Der Vorstand.

J. A.: Julius Bieweg.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und Berufsgenossen.

Diens., d. 22. d. M., Abends 8 1/2 Uhr,

in Jordan's Salon, Neue Gränstr. 28.

Versammlung.

Tagesordnung:

Vortrag des Herrn Paul Ernst über materialistische Geschichtsauffassung.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete

Arbeitsnachweis befindet sich Alte Jakobstr. 38

im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich.

Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassirer der „Ordnungskasse der Tischler und Pianofortearbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.

Der Arbeitsnachweis

der

Flavierarbeiter

befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im

Restaurant Pfister. Die Adressenausgabe findet

jeden Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags

Vormittags von 10—11 1/2 Uhr, sowohl an Mit-

glieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich

statt.

Öffentliche Töpfer-Versammlung

Montag, den 21. Januar,

Abends 5 Uhr,

im Schützenhaus, Linienstraße 5.

Tagesordnung:

1. Vorlage des ausgearbeiteten Tarifs der

Tariffkommission.

2. Wahl eines Vertrauensmannes.

3. Das bisherige Ergebnis der Statistik-

Aufnahme in unserem Gewerbe.

Der Einberufer.

Große öffentliche

Versammlung

der Cigarren- und Tabak-Arbeiter Berlins

am Dienstag, 22. Januar, Abends 8 1/2 Uhr,

im Lokale Königtadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

Tagesordnung:

1. Was nützen die Gewerkschaften und wie

verhalten sich die Berliner Tabakarbeiter zum

Kongress.

Referent: Reichstagsabgeordneter Meister.

2. Verschiedenes.

Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Einberufer.

Arbeitsnachweis für Buchbinder.

Umstände halber sieht sich der Fachverein

der Buchbinder veranlaßt, seinen unentgelt-

lichen Arbeitsnachweis von Ritterstr. 123 nach

Dresdenerstr. 116 im Restaurant Wendt

zu verlegen.

Geschäftsstunden: Mittags 12—1, Abends

8—9, Sonntags 10—11 1/2 Uhr.

Die Kommission.

Haupt-Mitgliederversammlung

der Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Sattler und Berufsgenossen Deutschlands (E. S. 64)

„Hoffnung“

Montag, den 21. Januar, Abends 8 1/2 Uhr,

Kommandantenstr. 77—79, in Grätzel's Bierhallen

Tagesordnung:

1. Kassenbericht pro IV. Quartal 1888.

2. Neuwahl des gesammten Vorstandes.

3. Abrechnung vom Stiftungsfest.

4. Diskussion der Vorlage deßhalb Gründung

einer Frauen-Sterbekasse.

5. Verschiedenes.

Mitgliedsbuch legitimirt.

Um zahlreiches Erscheinen bittet

Der Vorstand.

J. A.: F. Ratshulst.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.

Sonntag, den 20. Januar, Vormittags 10 Uhr,

im Königtadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

Versammlung

Tagesordnung:

Die Arbeiterjugendgesetzgebung im deutschen

Reiche. (Vorlesung.)

Wie stellen sich die Mitglieder zur Errichtung

einer Vereinsbibliothek.

Innere Vereinsangelegenheiten.

Um zahlreiches Erscheinen bittet

Der Vorstand.

Zentral-Kranken- u. Begräbniskasse für Frauen und Mädchen.

(E. S. 26 in Offenw.)

Hauptversammlung

am Montag, 21. Januar, Abends 8 1/2 Uhr,

Alte Jakobstr. 75.

Tagesordnung:

Kassenbericht vom 4. Quartal 1888, Neuwahl

des Vorstandes und Verschiedenes.

Mitgliedsbuch legitimirt.

Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Der Vorstand.

Frdl. Schläpft, f. Hrn. Hof. ob. 3. 1. Adalbertstr. 9, IV. bei Nieke.

[Nachdruck verboten.]

Froggy und sein Bruder.

Eine Geschichte.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

IV.

Froggy bemerkte, daß das junge, hoffnungsvolle Kleeblatt Polizisten konsequent aus dem Wege ging, daß sich die Kameraden zeitweilig theilten und getrennt marschirten, als gingen sie einander Nichts an. Endlich gelangte man in das Viertel, welches die Königin passiren mußte, und in dem bereits eine unendliche Menge auf den königlichen Zug wartete.

Männer, Frauen und Kinder hielten das Trottoir besetzt, man stieß und drängte sich, um in die vorderste Reihe zu gelangen. Jeder schien fest entschlossen, lieber todt zusammen zu brechen, als das Schauspiel zu verfehlen. Zahlreiche Polizisten hielten die Ordnung aufrecht, bald hatten sie es mit einem wandernden Gemüsehändler zu thun, der durchaus neben dem Trottoir halten wollte, bald halfen sie einer Frau den Kinderwagen über den Fußweg schieben, hier arretirten sie einen auf frischer That ertappten Taschendieb, dort befahlen sie einem verdächtig aussehenden Individuum, weiter zu gehen.

Barfüßige Männer mit schmutzigen Hüten liefen durch den Roth und boten mit heiserer Stimme „das Bild Ihrer Majestät der Königin im Krönungsmantel“ feil. Nur einen Penny pro Stück! Andere Hausierer verkauften Schnarren, Pfeifen, kleine, aus Pappschachteln hergestellte Wagen, an Gummischürchen hängende Hanswürste und eine Menge anderer Gegenstände, alles gegen den verführerischen Preis von nur einem Penny! Man sah in der Menge auch Verkäufer von Mundvorräthen, von Bonbons, mit Liqueur gefüllt, Mandelkuchen, Biscuits zc. An allen Straßenecken stieß man auf ein Kasparletheater und auf eine „glückliche Familie“, aus einem Hund, einer Katze und einer Maus bestehend. Man fand auch Seiltänzer in goldüberfärbtem Sammetwams, mit einem Worte tausend unterhaltende Schauspiele, die sonst in dem Stadtviertel nicht geboten wurden. Die Menge ward mit jedem Augenblick dichter und stürmischer.

Mac und seine Gefährten stellten sich in das dichteste Gedränge, und Froggy hörte sie untereinander sagen: „Das paßt uns, hier läßt sich's arbeiten.“

Nach einem verständnißinnigen Kopfnicken trennten sich die drei, aber Froggy hatte die Empfindung, daß ihre Verbindung fortbestand, wenngleich Dandy und Chidabiddy unter der Menge verschwanden.

„Höre Froggy,“ sagte ihm Mac, „Du mußt thun, als ob Du mich nicht kennst und mußt mir aber genau folgen. Siehst Du den alten Herrn mit der blauen Brille und der Uhrkette?“

„Oh ja,“ erwiderte Froggy. „So geh über die Straße,“ fuhr Mac fort, „und schlag Rad und Bodstürze vor ihm. Nach was Du willst, um seine Aufmerksamkeit auf Dich zu lenken, bis ich Dir ein Zeichen gebe. Bitte ihn um einen Penny und laß Dich nicht abweisen. Du mußt so lange damit fortfahren, bis er böse wird, oder wie gesagt, bis ich Dir ein Zeichen gebe, daß Du aufhören kannst.“

Schweigend ging Froggy über die Straße und führte vor dem ihm bezeichneten Alten seine Kapriolen aus. Der alte Herr schaute recht gut und anständig aus und war von zwei Kindern begleitet, welche Froggy's Manöver sofort bemerkten.

„Oh Großpapa,“ rief eins der Kinder, „gieb dem Kleinen doch einen Penny, denn er macht uns seine Kunststücke vor!“

Der Großpapa griff sich in die Tasche und warf Froggy einen Penny zu, aber als dieser ihn aufheben wollte legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und ein tieferer Polizist schaute ihn streng von oben herab an. „Was ist denn?“ fragte Froggy ganz erstaunt, denn nie hatte ihn ein Polizist am Kragen genommen.

„Was es giebt, kleiner Thunichtsgut,“ sagte der Konstabler, „das weißt Du selbst am besten. Es ist verboten, auf der Mitte der Straße zu stehen. Mach' daß Du weiter kommst und dies gleich. Wahrscheinlich bist Du mit anderen Buben Deines Gelichters?“

„Ja Herr,“ erwiderte der aufrichtige Froggy. „Ich bin mit dem Knaben dort gekommen,“ setzte er hinzu, auf Mac hinweisend, den er während seiner Kunststücke geheimnißvolle Evolutionen ausführen gesehen, und der jetzt, mit den Händen in den Taschen mit zerstreuter Miene nach einer andern Richtung schaute, als ob er rein zufällig da wäre.

„Ich dachte es wohl,“ sagte der Polizist, „aber ich habe ein Auge auf Euch kleines Gefindel,“ damit schüttelte er Froggy derb ab und kümmerte sich um ein Gewirr von Wagen, das den Weg verperrte.

Kaum war er verschwunden, als nicht nur Mac, sondern auch Dandy und Chidabiddy auf ihn zutraten und ihn über die unfreiwillige Unterhaltung mit dem Polizisten ausfragten. Als Froggy erzählte, daß der Konstabler

gefragt, mit wem er gekommen sei, und daß er darauffhin Mac gezeigt habe, ward er mit höhnischen Worten ausgelacht und gescholten.

„Blöder Tropf,“ sagte ihm Mac, „wenn man Dir noch einmal die Frage stellt, so sagst Du, daß Du allein bist. Hast Du verstanden?“

„Ja,“ erwiderte Froggy, bereute aber das Wort, das ihm so rasch entschlüpfte war, denn es fiel ihm ein, daß er sich zu einer Lüge verpflichtete, und die Mutter hatte ihm das Lügen verboten.

Ehe er sein Wort jedoch zurückziehen konnte, sagte Dandy:

„Da man uns hier auf der Spur ist, können wir uns nur aus dem Staube machen. Wir wollen erst den alten Salomon besuchen und dann einen Schluck trinken.“

Chidabiddy und Mac stimmten zu, und die kleine Gesellschaft machte sich eilig davon durch enge, schmutzige Straßen mit hohen, schwarzen Häusern und elenden Läden. Als sie aus dem Gedränge waren, zeigte Chid Mac verstoßen eine große silberne Uhr.

„Teufel!“ rief Mac bei dem Anblicke vergnügt aus. „Salomon wird einen hübschen Preis dafür zahlen,“ sagte Dandy seinerseits, „und was hast Du verdient, Mac?“

„Ich hatte heut kein Glück,“ gab dieser zur Antwort. „Ich habe nur zwei —“, damit zeigte er den Zipfel eines weißseidenen Tuches.

Froggy verlor sich in Vermuthungen, wie seine Gefährten zu diesen Gegenständen gekommen. Er wollte schon danach fragen, als man vor einem schmutzigen Laden Halt machte. Drei goldne Kugeln dienten als Aushängeschild und zeigten an, daß hier ein Pfandleiher sein Geschäft aufgeschlagen. Die drei Kameraden bedeuteten Froggy, auf der Straße zu bleiben, während sie selbst in den Laden traten, der mit alten Kleidern angefüllt war.

Durch die offen gebliebene Thür bemerkte Froggy einen alten Mann, der einen großen Höcker hatte, und von Chid als „der alte Sal“ begrüßt ward. Nach einem sehr lebhaften Gespräch zwischen dem „alten Sal“ und dem Kleeblatt, verließ dieses mit zufriedener Miene den Laden.

„Sal hat sich heute sehr anständig benommen,“ sagte Dandy, während er mit dem Gelde in der Tasche kimperte.

„Ja, aber nun wollen wir eins hinter die Binde gießen,“ schloß Chidabiddy.

„Da hast Du auch Etwas, Froggy,“ sagte Mac, diesem zwei Schillinge reichend. „Was sagst Du dazu, mein Junge. Ist unser Geschäft nicht besser als Straßenlehren?“

„Ich weiß es nicht,“ gab Froggy zur Antwort. „Wo habt Ihr denn diese Sachen her?“

„Das fragen ist Dir doch verboten,“ erwiderte Mac. „Nimm Deine beiden Schillinge und halt's Maul.“

„Diese Sachen finden wir auf dem Boden, sie fallen für uns direkt aus den Wolken,“ setzte Chidabiddy hinzu, in ein unnüßiges Gelächter ausbrechend.

Die kleine Gesellschaft begab sich in eine nahe gelegene Schenke. Mac bestellte Schinkenbrötchen und Bier und bald tafelten die drei nach Herzenslust. Froggy wollte weder essen, noch trinken, er wollte sein Geld für Benny sparen.

Trotz alles Zuredens von Seite Mac's, der ihm weitere zwei Schillinge versprach, blieb Froggy seinem Vorsatz getreu, so hungrig und durstig er auch war, so sehr ihn auch der Anblick des Schinkens und Bieres in Versuchung führte. Aber Froggy war unruhig im Betreff der Art und Weise, wie seine Gefährten so viel Geld „verdient“ hatten. Er dachte sogar daran, Mac die zwei Schillinge zurückzugeben, denn er war nicht mehr naiv genug, um zu glauben, daß „Uhren und Taschentücher aus den Wolken fallen.“

Sein Argwohn wurde durch die Erinnerung an den Polizisten, an Mac's Tadel, die Wahrheit gesagt zu haben, bekräftigt.

Als die drei Freunde ihre Mahlzeit beendet hatten, ging es nach dem Viktoria Park zurück, und nachdem Chidabiddy und Dandy verschwunden, befahl Mac, daß Froggy seine Kapriolen vor gewissen Personen zum Besten geben sollte.

Kaum hatte Froggy das erste Rad geschlagen, so gerieth die Menge in Bewegung: die Königin kam. Die Polizisten trieben Alle vom Fahrweg herunter und theilten den Widerstrebenden Püffe und Stöße aus. Die Sonne brach sich durch den Nebel Bahn und beleuchtete die rothgekleideten Stallmeister, welche vor der königlichen Karosse ritten. Die Königin saß mit einer ihrer Töchter in dem Wagen, beide grüßten lächelnd nach rechts und links. Die Frauen schwenkten die Taschentücher, die Männer brachen in lautes Bivat aus, und die Kinder schrien „hip, hip, hurrah . . . ah! ah! ah!“

Froggy sah den Zug und schrie aus voller Kehle mit, bis er heiser ward. Kaum war der Zug vorüber, so wogte und stüthete die Menge in größter Verwirrung durcheinander. Viele liefen hinter dem königlichen Wagen her, andere eilten nach Hause. Alte Leute schienen den Kopf verloren zu haben und selbst nicht recht zu wissen, wo sie waren, wohin sie wollten.

Froggy bemerkte einen alten Herrn, der von allen Seiten gedrängt und gestoßen ward. Auch Mac schien den Mann zu beobachten, und Chid und Dandy thaten das Gleiche.

Chidabiddy näherte sich bald dem Greis und frug, wieviel Uhr es sei. Während der Alte mit zitternder Hand nach der Westentasche tastete, schlich sich Mac, von Dandy verdeckt, an ihn heran, ließ geschickt seine Hand in die Tasche des Leberziehers gleiten, den der Herr trug und zog behutsam ein großes gelbseidenes Taschentuch heraus.

„Nun wußte Froggy Alles. Die drei Freunde waren Diebe, er hatte es gesehen.“

Der arme Kleine fühlte sich verwirrt, bestürzt, erniedrigt. Hätte er nicht besser gethan, die Strafe zu leiden oder daheim bei Benny zu bleiben, anstatt mit Mac zu gehen? Was würde sein Lehrer, von dem er Lesen und Schreiben gelernt, sagen, wenn er erfuhr, daß Froggy einen ganzen Tag lang der Kamerad von Dieben gewesen?

Thränen stiegen in Froggy's Augen auf und das Herz zog sich krampfhaft zusammen. Er empfand plötzlich Lust, zu sterben, aus der Berührung des Verbrechens, des Elends, der Versuchungen zu kommen. Wenn er todt war, so brauchte er sich nicht mehr täglich um ein Stück trockenes Brot zu plagen, er brauchte kein Geld, um den Mietzins zu bezahlen, er hatte Ruhe.

Froggy fühlte in diesem Augenblick das Bedürfnis nach Ruhe, das bei Greisen natürlich ist, welche lange Jahre gekämpft haben. Und doch zählte er kaum elf Jahre! Was giebt es Traurigeres in unseren modernen Großstädten, als die vorzeitig gealterten Kinder, mit den klugen, sorgenvollen Gesichtern, aus denen Unruhe undummer zu lesen anstatt lachender Hoffnungsfreudigkeit und fröhlicher Harmlosigkeit, welche das Vorrecht der Jugend sein sollen.

Die beiden Schillinge brannten Froggy wie Feuer in der Tasche, seitdem er wußte, daß sie gestohlen waren. Er war entschlossen, dieselben zurück zu geben, obgleich die Versuchung, sie zu behalten, groß war, wenn er an den blaffen Benny und die kalte Wohnung dachte.

Trotz alledem versuchte er es, sich bis zu Mac durch die Menge zu arbeiten, und als dieser von seinen Freunden gefolgt eine Kneipe aufsuchte, wartete das Kind vor der Thür. Als die drei Kumpane endlich mit schwankenden Schritten und gläsernen Blicken aus der Wirthsstube traten, ging Froggy auf Mac zu.

„Mac, ich bringe Dir die zwei Schillinge wieder, ich will sie nicht,“ sagte er, während er diesem das Geld in die Hand drückte. „Ich will lieber vor Hunger sterben, als stehlen, und das Geld ist gestohlen, ich weiß, daß Ihr Diebe seid. Ich will nichts mit Euch zu thun haben.“

Die drei Kumpane verstanden zwar nicht recht den Sinn von Froggy's Worten, aber sie begriffen doch, daß er ihnen keine Komplimente machte, und zu handeln aufgelegt, fielen sie über den Kleinen her, ihn mit Fußtritten und Faustschlägen traktirend.

Froggy setzte sich tapfer zur Wehre, theilte rechts und links Püffe aus, zeichnete Dandy ein blaues Auge ins Gesicht und gab den beiden Anderen einen kräftigen Faustschlag und einen guten Fußtritt. Dann eilte er davon, ehe die Taugenichtse von Neuem über ihn herfallen konnten. Seine alte Jade war in dem Kampfe fast stören gegangen, und er selbst fühlte sich dem Umfallen nahe. Mac und seine Freunde waren so unsicher auf den Füßen, um ihm nachzueilen, und so war Froggy bald außer aller Gefahr und dachte an seinen kleinen Benny.

Was sollte er ihm zu essen kaufen, mit den zwei Pence, die er besaß? Im Vorübergehen kaufte er zwei harte Brötchen, die er nach Hause zu tragen gedachte. Was machte es für Froggy und Benny aus, daß die Brötchen von gestern waren? Für sie bildeten dieselben ein köstliches Mahl! Von Hunger gequält, entschloß sich Froggy widerwillig, ein Viertel Brötchen zu essen, aber nicht mehr, den Rest wollte er in Benny's Gesellschaft verzehren.

Aber kaum hatte er einige Schritte gemacht, so überfiel ihn eine sonderbare Müdigkeit. Droschken, Omnibusse und Passanten schienen sich um ihn zu drehen. Er schwankte auf die Treppe eines Hauses zu, um sich auszuruhen, aber schon nach einer Minute war der arme Kleine, von Müdigkeit und Schwäche überwältigt, eingeschlafen.

Er träumte, daß er wieder ein ganz kleines Bübchen war. Er hatte noch Vater, Mutter und das Kasparletheater, Benny war noch ein Wickelkind. Froggy lag auf dem Schooß der Mutter und wurde von ihr singend eingewiegt, wie sie stets that, wenn er artig gewesen und wie ein Mann marschirt war. Konnten die glücklichen Tage nicht wiederkommen? Froggy fuhr mit einem Seufzer in die Höhe und riß die Augen weit auf, denn es war unterdeß Nacht geworden und die Gaslaternen waren angezündet.

„Ich habe lange geschlafen,“ dachte er, „Benny muß hungrig sein.“

Damit stand er eilig auf, bahnte sich einen Weg durch die belebten Straßen und stand nicht eher still, bis er Shorebitch und das alte schwarze Haus erreicht hatte. (Fortsetzung folgt.)

Sozialismus und Moralphilosophie.

P. E. In den vorigen Nummern der „Volktribüne“ wurde in zwei Aufsätzen über „Die soziale Gleichheit eine Forderung der Moral“ der Nachweis versucht, daß es nicht allein die Einsicht in die geschichtliche Entwicklung sei, welche den gegenwärtig Lebenden zu einem Kämpfer für den Sozialismus machen müsse, sondern auch die moralische Ueberzeugung.

Sicherlich ist es richtig, daß die bloße wissenschaftliche Einsicht keinen Menschen dazu bewegen wird, Sozialist zu werden und alle die Konsequenzen, welche sein Schritt gegenwärtig mit sich führt, über sich ergehen zu lassen; es werden hauptsächlich moralische Triebe sein, welche ihn zu seinem Schritt zwingen: das Verlangen nach Gerechtigkeit, Freiheit und Wahrheit; der Wunsch, daß die später Lebenden glücklicher sein mögen, als man selbst ist, und so fort. Allein es ist hier zu unterscheiden: Werden die moralischen Triebe in Thätigkeit gesetzt durch eine moralisch-philosophische Ueberlegung, oder durch etwas Anderes? Ist der Moralphilosoph derselbe Mensch, wie der moralisch Handelnde? Derjenige, welcher kalkuliert: Moralisch ist das, was das Glück der Allgemeinheit befördert; die soziale Gleichheit befördert das Glück der Allgemeinheit; folglich muß ich Sozialist sein, wenn ich moralisch handeln will — ist dieser Mensch derselbe, wie der einfache, sozialistische Arbeiter? Entweder ist das der Fall, oder es ist nicht der Fall. Ist es nicht der Fall, so entsteht die zweite Frage: Ist es wünschenswerth, daß die Leute aus moralischen Ueberlegungen Sozialisten werden, und nicht aus andern Gründen, oder daß moralische Ueberlegungen neben andern Gründen die Hauptrolle oder überhaupt eine Rolle spielen?

B. W. hat in seinen Aufsätzen richtig nachgewiesen, daß die moralischen Triebe für den Sozialisten das am meisten Treibende sind; er ist zweitens der Ueberzeugung, daß gegenwärtig die Wenigsten durch moralische Ueberlegung zum Sozialismus und damit zur Thätigkeit ihrer moralischen Triebe kommen; es erscheint ihm aber wünschenswerth, daß dies in Zukunft geschehe, und zu diesem Zwecke versucht er zu beweisen, daß die soziale Gleichheit eine Forderung der Moral ist.

Hier sind indessen zwei Bedenken zu erheben, ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Beweises. Eine moralische Handlung ist eine solche, welche das Glück der Allgemeinheit fördert. Wir haben hier scheinbar eine ganz genaue Bestimmung, allein diese Bestimmung hat einen Fehler; wer soll entscheiden, ob eine Handlung das Glück der Allgemeinheit befördert? Es giebt kein absolutes, von Allem losgelöstes Wesen, das über Allem stünde, und in dessen Hand die Entscheidung läge; die Entscheidung liegt in der Hand des jedesmal Handelnden; die Bestimmung lautet also: so moralisch ist, was der jedesmal Handelnde für förderlich für das Glück der Gesamtheit hält. Die allgemeine Bestimmung des Begriffes ist nur formal; den Inhalt bekommt die Formel erst durch den Handelnden; er wird also bestimmt durch die sozialen Verhältnisse, durch die persönliche Erfahrung, durch das moralische Denken der Gesellschaft, welches im Einzelnen als Gewissen zum Ausdruck kommt, und das moralische Denken der Person, welches eventuell die Antworten des Gewissens verbessert.

Es sind also vier Faktoren, welche zusammenwirken müssen; ist einer von ihnen verändert, so ist auch das Resultat verändert; das, was man für moralisch hält, ist etwas anderes, und die daraus erfolgende Handlung ist eine andere. In den sozialen Verhältnissen des Alterthums hielten die Menschen mit dem besten moralischen Willen die Sklaverei für eine Einrichtung, welche das Glück der Gesamtheit beförderte, für moralisch; eine bestimmte Person hat nur einige Erfahrungen in den ganzen sozialen Verhältnissen, ihr Urtheil wird also ein anderes sein, wie dasjenige einer anderen Person, die wieder andere Erfahrungen hat; ein Siour fühlt sich durch sein Gewissen verpflichtet, seinen Vater zu tödten und zu verzehren; zwei Menschen können bei ganz gleichen Voraussetzungen doch zu verschiedenen Folgerungen kommen, weil der eine anders — ehrlicher, schärfer — denkt, als der andere.

Auf diese Weise ist die sonst sonderbare Erscheinung zu erklären, daß unter den Gegnern des Sozialismus eine Menge ehrlicher Leute sind, die gleichfalls moralisch handeln wollen und gleichfalls das Wohl der Gesamtheit erstreben.

Das erste Bedenken gegen die Ansicht von B. W. ist also, daß zwar das moralische Handeln einen objektiven Maßstab hat, denn es fragt sich hier: ist der Wille da, das zu thun, was man für allgemein gut hält; daß aber die moralische Handlung, das Produkt des Handelns, keinen moralischen Maßstab hat. Moralisch betrachtet ist der ehrliche Gegner des Sozialismus genau so viel werth, wie der ehrliche Anhänger; aber für den Sozialismus kommt es ja doch gerade darauf an, das Werthvolle des Anhängers hervorzuheben; und das kann die Moralphilosophie nicht, das kann nur die Geschichte und Oekonomie.

Es ist noch ein zweites Bedenken vorhanden. Moralisch ist das, was man für allgemein gut hält; dieses „hält“ wird regelmäßig von den Moralphilosophen ausgelassen; die Philosophen vergessen, daß die oben genannten vier Faktoren ihre Gedanken gebildet haben, und daß mit der Aenderung auch nur des einen Faktors ganz andere Gedanken zum Vorschein kommen müssen. Es scheint das ein Grundübel des menschlichen Denkens zu sein, das, was doch nur relativen Werth hat, als absolute Wahrheit hinzustellen. Dadurch wird der geschichtliche Fortschritt gehemmt; man wird später die moralische Wahrheit,

welche für diese Zeit galt, der späteren Zeit aufzutroyen wollen, für die sie nicht mehr gilt. Denn wenn sonst alles richtig war, so hat sich doch sicherlich der eine Faktor verändert, die sozialen Verhältnisse. Man denke an das Beispiel aller gegründeten Religionen, welche zur Zeit ihrer Gründung stets entschieden revolutionär waren, dann konservativ, und zuletzt immer entschiedener reaktionär werden; sie entwickeln sich nicht mit den sozialen Verhältnissen. So wird es auch einmal mit der Forderung der sozialen Gleichheit gehen, sie wird, wenn sie auf moralische Gründe gestützt wird, in der Zukunft ein Hemmschuh der Entwicklung werden.

Die Richtigkeit dieser abstrakten Gedanken läßt sich leicht an einem Beispiele aus dem wirklichen Leben nachweisen. Die Forderung von B. W. wird von einer Genossenschaft erfüllt, von den „societies for ethical culture“, den Gesellschaften für moralische Besserung in Amerika.

Der Anstoß zu der amerikanischen Bewegung wurde durch Professor Adler in New-York gegeben; der von ihm gegründeten Gesellschaft in New-York folgte bald eine gleiche, von Salter geschaffene in Chicago, und dann zwei weitere in Philadelphia und Saint-Louis. Gegenwärtig ist man dabei, die Bewegung nach England hinüberzutragen. Die Gestaltung der Gesellschaften ist ähnlich derjenigen der „freien Gemeinden“ bei uns; die Agitation geschieht durch Broschüren, welche Reden der Führer Adler, Salter, Stanton Coit, Sheldon, Weston enthalten und neuerdings durch eine Vierteljahrschrift, welche in Philadelphia herausgegeben wird. Der bedeutendste von diesen Rednern ist offenbar Salter, und von seinen Vorträgen ist auch eine Sammlung in deutscher Uebersetzung erschienen.

Salter setzt sich in Gegensatz zu den Anhängern der christlichen Religion und überhaupt jeder Religion, welche den Glauben an die Existenz eines Gottes verlangt, weil ein solcher Glauben an sich nicht nur durchaus keinen sittlichen Werth hat, sondern sogar die Menschen sittlich träge macht; sie glauben nicht, daß man in der Welt viel bessern könne, „sie zeigen keine große Unzufriedenheit mit den Verhältnissen um sie her“, denn sie glauben ja, Gott hat alles so geordnet.

Das Fundament von Salters Moral ist das Gewissen. Das Gewissen ist der Ausdruck des sittlichen Bewußtseins der Gesellschaft oder Gesellschaftsschicht, welcher der Handelnde angehört. Das Gewissen wird also schwerlich dem Menschen etwas Neues, in einer Gesellschaft Ungewohntes befehlen, es wird im Allgemeinen das Echo der alten sittlichen Vorschriften sein. Da aber diese alten sittlichen Vorschriften für die alten Verhältnisse gelten und zu den neuen, veränderten sozialen Zuständen nicht passen, so kann man auf ihm wohl eine Moral für den biedern Spießbürger aufbauen, der ganz im Alten leben bleiben will, aber nicht für den neuen Menschen, dem es zum Bewußtsein gekommen ist, daß er in einer neuen Zeit lebt.

Der Siour tödtet seinen Vater und verzehrt ihn; das befehlt ihm sein Gewissen; wenn er auf einer höheren Stufe der Entwicklung angelangt ist und im Stande ist, einen arbeitsunfähigen Menschen zu ernähren, so braucht er ihn nicht zu tödten; allmählich wird dann auch sein Gewissen ihm etwas anderes befehlen. Denken wir uns nun den Siour in der ersten Zeit seines neuen Zustandes; früher war er vielleicht Jäger, jetzt ist er Ackerbauer; sein Gewissen ist noch das Gewissen des Jägers, welcher den unproduktiven Greis tödtete, aber seine Verhältnisse sind bereits die des Ackerbauers, der den alten Mann mit durchfüttern kann; würde es da nun nicht gerade reaktionär sein, wenn man den Mann auf sein Gewissen hinwies und sagte: du mußt den Vater tödten, denn dein Gewissen befehlt dir das?

Salter will diese Schwierigkeit überwinden, indem er erstens behauptet, daß das Gewissen sich entwickle, und zweitens, daß der Höhepunkt der Entwicklung der sei, daß es nur das befehle, was allgemein gut sei.

Dieser Gedanke führt absolut keinen Schritt weiter; das Gewissen ist eine Fähigkeit, eine Form, in welche der Inhalt durch die Verhältnisse gegossen wird, und das Prinzip des allgemeinen Glückes ist ebenfalls eine Form, welche ihren Inhalt erst durch die Verhältnisse bekommt.

Und hier ist der Punkt, wo die Theorie Salters ein Analogon, etwas Ähnliches darbietet, wie die Gedanken von B. W.

Salter ist von Geburt und Erziehung Bourgeois; er denkt als Bourgeois, und er redet vermuthlich auch zu Bourgeois. Er ist ein begeisterter Idealist, er will die Wahrheit erreichen, er will wirklich finden, welcher Zustand der Gesellschaft der moralische ist; aber er kann nicht aus sich heraus, er kann mit seinem Denken nicht aus den Verhältnissen herauskommen, in denen er groß geworden ist; der Inhalt seines Gewissens und das, was er für gut hält, wird bestimmt durch seine Verhältnisse.

Salter glaubt, daß die gegenwärtige Ordnung ungerecht sei, und daß der einzige Grund dieser Ungerechtigkeit in den Lohnverhältnissen liege. Er verlangt Gerechtigkeit; die Lohnverhältnisse sollen nach dem Prinzip der Gerechtigkeit geordnet sein.

Denselben Gedankengang hat der Sozialismus; der Sozialismus untersucht nun weiter und findet, daß die Ursache der so beschaffenen Lohnverhältnisse der Umstand ist, daß der Arbeiter nicht den vollen Ertrag bekommt, sondern daß ein Mehrwerth seiner Arbeit vom Kapitalisten eingestrichen wird. Der Sozialismus kommt also zu dem Schluß, daß das Einstreichen dieses Mehrwerthes verhindert werden muß.

Aber damit wird die Bourgeoisie vernichtet; zu einer

solchen Ansicht können Proletarier kommen, die der Bourgeoisie feindlich gegenüber stehen; aber daß ein Bourgeois sich zu der Ansicht durcharbeitet, ist zweifelhaft; denn sie schlägt allem, was er weiß und erfahren hat, fählt und empfindet, ins Gesicht, sie negirt die Berechtigung seiner Klasse und seiner selbst. Der idealistische Bourgeois steht also vor dem Zweifel: als moralischer Idealist muß er die kapitalistische Produktionsweise bekämpfen, als Bourgeois muß er sie aufrecht halten. Das Ergebnis wird das sein, daß ein Kompromiß geschlossen wird; er wird zwar den Kapitalismus beibehalten, aber seine Folgen zu mildern suchen.

Natürlich kommt ihm nicht zum Bewußtsein, daß er ein Kompromiß schließt; er glaubt, er denkt ganz radikal; er würde mit Entrüstung den Vorwurf abweisen, daß seine Ansichten dazu dienen sollten, den Kapitalismus aufrecht zu halten; er will das allgemein Gute; er kann nur erreichen ein beschränktes Gutes; aber er bildet sich ein, er habe das allgemein Gute.

Salter verlangt für den Arbeiter einen Antheil am Gewinn, da nach seiner Ansicht der Werth nicht allein durch die Arbeit erzeugt wird, sondern auch durch das Kapital, dem er verkehrter Weise die zweckmäßige Leitung der Arbeit zuschreibt. Mit nur wenig Nachdenken hätte er das Unrichtige dieser Ansicht einsehen müssen; allein hier hindert ihn seine Verhältnisse, daß er zu der richtigen Einsicht kam. Salter führt als Beispiel einen gewissen Leclair an, in dessen Fabrik die Arbeiter außer dem gewöhnlichen Lohn am Jahresluß noch einen Gewinnantheil bekamen. Ganz abgesehen von allem andern ist es natürlich ganz unglaublich, daß dieser Leclair Nachfolger bekommt.* —

Der Wilde beraubt und bestiehlt die Fremden; gegen seine eigenen Stammesangehörigen ist er ehrlich. Das erste erlaubt ihm sein Gewissen, das zweite nicht. Das Gewissen ist der subjektive Ausdruck für das, was im Interesse des Kreises liegt, in dem der Mensch sich bewegt, das Echo der umgebenden Welt in seinem Herzen. Der Wilde hat seinen Stamm als Kreis; im Interesse des Stammes liegt es, Fremde zu plündern und gegen die Genossen ehrlich zu sein. Mit fortschreitender Gesittung erweitert sich der Kreis; der Stamm erweitert sich zum Volke und das Volk wird sich allmählich zur Menschheit erweitern. Unterdessen hat sich eine neue Art von Kreisen gebildet; bei den Wilden sind alle gleich; man empfindet gegen alle Stammesangehörigen gleich moralisch. Allmählich bilden sich die Unterschiede des Besitzes heraus, es bilden sich Klassen; und jetzt beschränkt sich das moralische Gefühl mehr auf die Klasse, die Klasse wird der Kreis, welcher dem Gewissen seine Inhalte giebt; der Kreis, welcher dort weit geworden ist, hat sich hier gegen früher verengert. Der gegenwärtige Mensch hat ein Klassengewissen, wie der Wilde ein Stammesgewissen hat. Dieser Umstand muß stets jede moralische Ueberlegung relativ, nur gültig für eine bestimmte Klasse machen. Idealisten treten auf, welche für beide Klassen moralisch handeln wollen; aber es bleibt bei dem guten Willen, denn sie können nicht aus den Bedingungen ihres Denkens, Fühlens und Wollens heraus, welche eng an ihre Klasse geknüpft sind.

Salter ist ein Mann, vor dem man alle Hochachtung haben muß, er ist ein edler und treuer Mensch, von gutem Willen und gutem Verstande. Trotzdem ist sein Versuch gescheitert, die soziale Frage als Frage der Moral zu betrachten. Es giebt keine absolute Moral, denn das Prinzip, welches zwar absolut ist, erhält seinen Inhalt doch immer erst unter den geschichtlichen Bedingungen. Die soziale Frage ist lediglich eine Frage der Geschichte.

Die soziale Frage ist eine Frage der Geschichte, sie wird ihre Beantwortung finden durch die geschichtliche Entwicklung; zu den Mitteln dieser geschichtlichen Entwicklung gehören freilich auch die moralischen Triebe; aber diese Triebe setzen nur voraus, daß man etwas für die Gesamtheit nützlich hält, nicht, daß etwas der Gesamtheit nützlich ist; sie verlangen ein moralisches Handeln, nicht eine moralische Handlung; und wenn die soziale Gleichheit das denkbar unmoralischste wäre, so würde sie doch der Endpunkt unserer Entwicklung sein, denn die geschichtliche Entwicklung drängt auf sie zu, und deshalb erscheint sie moralisch. Daß sie eine Forderung der Moral ist, kann kein Mensch nachweisen, weil kein Mensch absolut ist; alles ist relativ; für den Manchestermann gilt das Manchesterthum, „die freie Bethätigung aller Kräfte“ für moralisch, für den Sozialisten die soziale Gleichheit, und für den Konservativen der Feudalismus.

Das Elend einer Millionenstadt.**)

Die entsetzlichen Morde, deren Schauplatz in jüngster Zeit das Opiende der englischen Metropole bildete, haben die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung aufs Neue auf dieses Asyl der gräßlichsten Armuth mitten in einem Leben voll Glanz und Luxus gelenkt.

Allenthalben liest man Schilderungen von der grauenhaften Verkommenheit, in der dort der Abfall der Menschheit lebt, und diese Schilderungen entsprechen leider nur allzusehr den Thatfachen. Um so bedauerlicher ist es, daß auch Tausende von nützlichen, nur durch die Macht

*) Das ist ein Irrthum. Die ganz werthlosen Leclair'schen Reformen sind vielfach gleich oder ähnlich durchgeführt worden. D. Red. d. V.

***) Vom „Philadelphia Tageblatt“ zusammengestellt nach S. 78 ff. des 7. Bandes der „Internationalen Bibliothek“: Max Schippel. Die moderne Ueberbevölkerung. Stuttgart, Diez 1888.

der Verhältnisse ins Elend gerathenen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, deren einziges Vergehen darin besteht, ohnmächtig gegen diese Verhältnisse zu sein, neben den Ausgestoßenen mit zu Grunde gehen müssen. Denn es ist durchaus ungerecht, wenn dem Unkundigen die Bewohner des Londoner Ostends als eine einzige Masse von Dieben, Hehlern und noch Schlimmerem geschildert werden, es ist vielmehr die große Arbeiter-Reservearmee, die hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat, von deren Elend Männer, welche seit Jahrzehnten durch Wort, Schrift und That helfend eingzugreifen bemüht waren, ein düsteres ergreifendes Bild geben.

Der berühmte Physiolog Huxley sagte hierüber in einer Versammlung: „Ich hatte Gelegenheit, Wilde aller Art auf allen Stufen der Verkommenheit zu sehen, aber ich habe nie etwas Verkommeneres, Hoffnungsloseres, nichts so Trübseliges und Elendes gesehen, wie das Leben, das ich im Osten Londons hinter mir ließ. Denn wenn der Wilde auch nach reichlichen Tagen wieder Hunger erdulden muß und wenn er auch niemals für den nächsten Tag seines Lebens sicher ist, so besitzt er doch ein eigenes selbständiges Leben. Er ist keine Maschine, aus der so viel Kraft herausgepreßt wird, als die ihm zugetheilte schlechte Nahrung hergiebt, und ich muß allen Ernstes sagen, daß, wenn mir die Wahl gestellt würde, das Leben jener Wilden oder das jener Armen im Ostende Londons zu leben, ich würde das Erstere vorziehen!“

In einer ergreifenden Flugschrift „Beschreibung der Ausgestoßenen Londons“ machte vor etwa fünf Jahren die kirchliche „Congregational Union“ fast ungläubliche Mittheilungen von den Höhlen, in denen Tausende und Tausende von Menschen wie die Bewohner eines Sklavenschiffes zusammengedrückt leben. Durch Hitze, von pestilenzialem Gerüche erfüllt, in die nie ein Sonnenstrahl fällt, in denen von einer Reinigung selten die Rede, gelangt man zu den Zimmern auf verfallenen Treppen, die unter jedem Schritt zusammenzuberechnen drohen; die schmutzigen, schmierigen Wände wimmeln von Ungeziefer. „Vielleicht“, heißt es in der Flugschrift, „habt Ihr die armen Geschöpfe bedauert, die unter den Eisenbahnbogen, in Fußwerkeln und Fässern oder unter irgend welchem Obdach im Freien schlafen. Ihr werdet bald finden, daß sie noch beneidenswerth sind gegenüber den Armen, welche hier ihre Zuflucht suchen.“ In die, durch jahrelang angesammelten Schmutz schwarz gewordenen Wände und Decken, durch die nur mit Lumpen verstopften Fensteröffnungen dringt der Regen, der Ausblick von den Dachstammern zeigt die verwesenden Kadaver todtler Katzen und Vögel und allerlei Unrath. Die Gebäude sind alle im hinfalligsten Zustande; das Zimmermobilier weist meistens nur einen zerbrochenen Stuhl, eine umgekehrte Kiste als Tisch und bestenfalls eine verfallene Bettstelle auf; meist erblickt man nichts als Schmutz und Lumpen.

Ueber die Zustände, die ein Gesundheitsinspektor in diesen Behausungen vorfand, macht dieser grauenregende Mittheilungen. Hier wohnt eine Wittwe mit drei lebenden Kindern, ein viertes Kind liegt bereits seit dreizehn Tagen todt im Zimmer, — der Vater hat vor Kurzem seinem Leben ein Ende gemacht. Eine andere Wohnung beherbergt Vater, Mutter und sechs Kinder, von denen zwei scharlachkrank sind; in einem andern Gemache leben neun Geschwister zusammen, ohne Vater und Mutter. Mütter senden Abends ihre Kinder auf die Straße, um ihre Zimmer ungefürt zu anderen Zwecken benutzen zu können, bis endlich lange nach Mitternacht die armen Kinder wieder heimgeschlichen kommen, wenn sie sich nicht anderweit ein elendes Obdach gesucht und gefunden haben. Die Kinder werden überhaupt vom ersten Jahre vernachlässigt, weder Vater noch Mutter haben Zeit, nach ihnen zu sehen; ihre Körper und Kleider wimmeln von Ungeziefer, sie werden grausam behandelt, viele von ihnen haben nie eine grüne Wiese gesehen, da sie nicht über die nächsten Straßen ihrer Umgebung hinauskommen; oft erhalten sie den Tag nicht einen Bissen Brod. Solcher Fälle zählt die von kirchlichen Kreisen ausgegangene Flugschrift noch eine große Zahl auf und diese sind bis zum heutigen Tage nicht alle geworden.

Aber auch in andern Distrikten Londons ist speciell die Wohnungsmisere unter den arbeitenden Klassen eine annähernd gleiche. Ein Bericht der „königlichen Kommission zur Untersuchung der Arbeiterwohnungsverhältnisse“ bezeichnet die weitere Ueberfüllung der Wohnungen in dem Theile von St. Pancras, der südlich vom Custom Road liegt, aus dem Grunde für nicht möglich, „weil eine größere Ueberfüllung überhaupt nicht denkbar ist“. Das sogenannte „Einzimmersystem“ ist unter den Arbeiterfamilien weitverbreitet; ein Geistlicher rechnet in seinem Distrikte im Centrum Londons im Durchschnitt fünf Familien auf sechs Zimmer, die Familie zu 7—10 Personen angenommen! In einzelnen derselben steht nur ein Bett zur Verfügung! Ueber die demoralisirenden Wirkungen des Einzimmersystems sagt Lord Shaftesbury u. A.: „Einmal führt das Einzimmersystem, soviel ich gesehen habe, immer auch zu dem Einbettensystem. Wenn man die einzelnen Räume besucht, so findet man zwar bisweilen zwei Betten, aber im Allgemeinen liegt in einem Bette gewöhnlich die ganze Familie, aus Vater, Mutter und Sohn, oder aus Vater und Töchtern, oder aus Brüdern und Schwestern bestehend. Man kann sich die Folgen nicht schlimm genug denken; alle Wohlthaten der Erziehung werden hierdurch zu nichte. Es ist noch ein wahrer Segen, daß die Kinder des Tages über in der Schule und nicht zu Hause sind!“

Die Reinlichkeits-Vorkehrungen in diesen Stadttheilen spotten jeder Beschreibung; für ganze Reihen von Häusern muß ein einziges Kloset ausreichen, solche finden sich auch

in Kellern dicht neben der Wasserleitung. Dabei werden solche Orte als Unterschlupf von Obdachlosen benützt, ebenso wie die Treppengänge und Hausflure. Auch die Kellerwohnungen sind trotz der scharfen gesetzlichen Bestimmungen noch nicht verschwunden, und in dem in letzter Zeit viel genannten Whitechapel kam es vor, daß, wenn ein Gesundheitsinspektor die Leute aus dem einen Keller vertrieb, sie in einen andern zogen, während der verlassene bald darauf von einer andern „Partei“ besetzt war. Die Bewohner dieser finsternen, feuchten, jeder Ventilation baaren Keller tragen den Todeskeim natürlich in sich.

Wie grenzenlos das Elend der unteren Schichten der Londoner Bevölkerung ist, beweist am besten ein 1884 erlassener Aufruf, welcher „zur Gründung von Fonds zur Speisung armer Schulkinder“ aufforderte. In demselben heißt es u. A.: „Der Versuch, die Kinder der ärmsten Schichten Londons ihrer unwürdigen Unwissenheit zu entreißen, hat sofort die betrübende Thatsache ans Tageslicht gebracht, daß Tausende von ihnen im Zustande des „chronischen Hungers“ leben und man braucht nur in eine der ärmeren Gemeindefschulen der Hauptstadt zu gehen und einen prägnanten Blick auf die Gesichter der Kinder zu werfen, um sofort zu erkennen, daß ungenügende und ungeeignete Nahrung viele derselben so sehr geschwächt hat, daß man an ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten keine hohen Forderungen stellen kann.“ Mr. Benjamin, der Schulverweser einer einzigen Gruppe von Schulen im Norden von London, schätzte noch 1886 die Zahl der Schüler, die ohne Frühstück und Mittagsbrot zur Schule kommen, auf mehrere Hundert. Von der „Congregational Union“ wurden 400 Frühstück- und etwa 1000 Mittagsportionen per Woche an diese verabreicht, zum Theil auf Kosten der Union, zum Theil gegen eine Bezahlung von einem Penny. „Aber so nützlich diese Mittagsmahlzeiten sind“, heißt es in seinem Bericht, „so reichen sie doch schon lange nicht mehr aus, um den Bedarf der armen Kleinen zu decken. Man kann nicht erwarten, daß sie dem Unterricht, welchen ihnen der Staat verschafft, mit leerem Magen und nachdem Körper beimohnen. Am Freitag, als das Thermometer unter Null stand, besuchte ich eine Gemeindefschule, in der etwa 1200 Knaben und Mädchen sitzen; davon waren 116 ohne Fußbekleidung, die diesen Namen verdient hätte, während die Zahl derjenigen, die dringend der Kleider bedürfen, noch größer ist.“

Seitdem ist in der letzten Richtung sehr viel geschehen und in vielen Distrikten Londons sind die sogenannten Schulküchen bereits eingeführt. Trotzdem ist aber die Nothlage der Arbeiterfamilien so groß, daß viele Kinder nicht einmal den verlangten „einen“ Penny für das Mittagsbrot entrichten können.

Ein Arbeiter und ein Held.

Er ist kein „großer“ General, der nach „genial“ im Voraus entworfenen Pläne aus sicherer Entfernung Tausende seiner Mitmenschen in den sicheren, gräßlichen Tod schickte. Er ist ein einfacher, durchaus ungebildeter, auf keinerlei Berühmtheit Anspruch erhebender Dekarbeiter, dessen Name selbst auf immer unbekannt geblieben wäre, wenn man ihn nicht noch lebend, halbverbraunt aus dem Wasser gezogen und so nach seiner Person festgestellt hätte.

Aber ein Held ist er im wahren, durch die babylonische Sprachverwirrung unserer verrotteten Zivilisation noch nicht entweihten Sinne dieses Wortes, ein Held, vor dessen Ruhm und Andenken die „Großen“ der Geschichte sich vor Scham in die tiefsten Winkel und Abgründe vertriehen sollten, — denn während diese jeden Stein ihres Ruhmesdiadems einem Kampf gegen ihre Mitmenschen verdanken, gab er mit vollem Bewußtsein, aus freien Stücken sich den furchtbaren Qualen, dem sicheren Tode preis, um Hunderte von Menschenleben zu retten.

Sein Name war „Jim“ Owens und er war ein Dekarbeiter auf dem am Weihnachtstage auf dem Mississippi abgebrannten Passagierdampfer „John H. Hanna“. Der Steuermann hatte dem schon in hellen Flammen stehenden Schiff den Kurs nach dem Ufer hin gegeben und war dann, da das Feuer ihn zu erreichen drohte, ins Wasser gesprungen, ohne das Steuerrad in der gegebenen Richtung festzumachen. Durch den Anprall gegen den Uferstrand zurückgeschleudert, trieb nun der Dampfer wieder zurück gegen die Mitte des Fahrwassers, die Hunderte von Menschen, die sich noch an Bord befanden, einem sichern Untergange in den Flammen oder in den Wellen des Flusses zuführend.

Dies merkte Owens, der eben im Begriff stand, ebenfalls über Bord zu springen. Das Steuerhaus, in dem sich das Rad befand, stand schon in Flammen. Er brach sich durch diese Bahn und ergriff das Steuerrad. Seine Kleider, seine Haare fingen Feuer, seine geblendeten Augen erloschen auf ewig in der sengenden Gluth, — aber wie eine lebende Feuersäule stand er da und mit sicherer, wenn auch im Krampfe des Hysterieerdes erstarrter Hand lenkte er das Fahrzeug nach dem Ufer zurück. Erst nachdem es sicher, unbeweglich im Schlamme sich festgesetzt, verließ Owens seinen freiwilligen Marterposten und sprang selbst über Bord — zu spät, um sein eigenes Leben zu retten. Denn als man ihn an's Ufer und in's Hospital brachte, da waren seine beiden Augen ausgebrannt, das Feuer des brennenden Haars hatte ihm die Schädelknochen entblößt und von den Rippen fielen ihm große Stücke gerösteten Fleisches ab. Er hatte sich, um das Leben Anderer zu retten, buchstäblich lebendig verbrennen lassen und starb zwölf Stunden nachdem er seine schier übermenschliche heroische That vollbracht.

Welche Worte könnten wir diesem einfachen Bericht hinzufügen, ohne dessen erschütternde Wirkung abzuschwächen? In den Staub, Ihr Lobredner der Lüge und der Gewalt, in den Staub mit Euch vor dem Grabhügel dieses Helden der Arbeit am fernen Mississippi-Ufer!

Und doch — wer denkt daran, das Andenken solchen Heldenthums zu verewigen?

Doch grämen wir uns nicht, daß dem so ist. Solche Helden der Arbeit treten ein in eine Ruhmeshalle, wie es keine großartiger, glorreicher jemals gegeben, — in das Millionenherz der Leidenden, der Unterdrückten, welche gleich Jenen ungeliebt und ungenannt ihren lichtlosen Weg von der Wiege zum Grabe durchwandern. Und werden auch ihre Namen bald vergessen, — die That, der Geist, der sie schuf, lebt weiter, lodert auf immer heller und heller und zeigt uns, daß trotz Allem und Allem Brüderlichkeit und Solidarität kein leerer Schall, sondern Feuerworte sind, dazu bestimmt, mit ihrer Gluth eine Welt zu umfassen, um sie neubelebt und neugesaltet wieder erstehen zu lassen!

Aus dem Reichstage.

Die Wahlprüfungsdebatten des Donnerstags und Freitag voriger Woche nahmen ein ungewöhnliches Interesse in Anspruch. Sie wurden veranlaßt durch die Wahl des Herrn Dr. Göß im Leipziger Landkreis und ferner durch die Wahl eines schlesischen Kartellbruders des Herrn Göß: Dr. Websky. In der Person dieser beiden Kartellbrüder hatten die sämtlichen Kartellbrüder des Reichstags und hatte der ganze Kartellbrüder-Reichstag Spießruthen zu laufen. Es galt — wie der Leipziger „Wähler“ schreibt — an diesen beiden Exempeln den Nachweis zu liefern, wie dieser Faschingsreichstag zu stande gekommen ist: durch Schwindel, Lug Trug und Vergewaltigung der wirtschaftlich und politisch abhängigen Wähler.

Ueber die Debatten selbst wollen wir nicht des näheren reden. Wir wollen nur einige Punkte herausgreifen.

Zunächst nageln wir das Geständniß des redseligen Polizeijunkers von Rheinbaben an, der hier sehr erfreulicher Weise aus der Schale schwante: „Der Arbeitgeber hat das Recht, die Abstimmung seines Arbeiters zu beeinflussen, und zwar 1. weil er sein Ernährer ist, und 2. weil er eine höhere Bildung hat.“ Die deutschen Arbeiter werden sich das merken. Solche Ungehörlichkeiten, die allenfalls in Kamerun am Platz wären — wohin auszuwandern wir dem Herrn von Rheinbaben und seinen Genossen nur rathen können — diskutirt man nicht, das hieße ihnen zu viel Ehre anthun; man überliefert sie einfach dem verdienten Gelächter und der allgemeinen Verachtung.

Von den Kartellbrüdern hatte keiner den Muth oder sagen wir lieber den Anstand, den Herrn von Rheinbaben zu desavouiren. Wir müssen also annehmen, daß derselbe ein Stück des Programms der Kartellbrüdererschaft enthält hat.

Und das ist es ja auch unzweifelhaft. Denn nach diesem Programm ist bei der letzten Reichstagswahl in ganz Deutschland und namentlich in Sachsen verfahren worden. Und nach diesem Programm wird unzweifelhaft bei der bevorstehenden Reichstagswahl verfahren werden.

Ferner haben wir anzunehmen, daß ein sächsischer Regierungskommissar den großen Satz gelassen aussprach: die Wahlagitation ist keine politische Thätigkeit, wenn die Kriegervereine sich agitatorisch an den Wahlen betheiligen, so verletzten sie damit nicht ihre Statuten, welche ihnen jegliche politische Thätigkeit verbieten.

Für den gewöhnlichen Menschenverstand — wir meinen natürlich bloß den gefunden — giebt es kaum eine politische Thätigkeit als die Wahlagitation. Große parlamentarische, gesetzgeberische, diplomatische Aktionen pflegen mit Rücksicht auf die Wahlen unternommen zu werden, und wir sind bereit, den detaillirten und attemmäßigen Nachweis zu liefern, daß speziell neun Zehntel der politischen Betriehthätigkeit unserer biederen Kartellbrüder auf Wahlagitation hinauslaufen.

„Aber Wahlagitation ist keine politische Thätigkeit“, sagt der sächsische Bundeskommissar.

Sind wir hier schon auf der Grenzlinie zwischen Ernst und Komik angelangt, so führt uns eine Bemerkung des sächsischen Kartellbrüders Freiherrn v. Friesen vollends mitten hinein in das Gebiet der Komik. Wir meinen die Behauptung, bei den Wahlen werde zwar Terrorismus geübt, aber nicht von den Ordnungsparteien und der Polizei, sondern von den — Sozialdemokraten!

Liegt nicht ein tüchtiges Maß von Cynismus darin, die Wahrheit dergestalt auf den Kopf zu stellen und der Partei der Geächteten vorzuwerfen, sie übe Terrorismus? Es ist die schon vor Jahraufenden vom Fabeldichter gebrandmarkte Taktik des Wolfs, der das Lamm anlagte.

Und das praktische Ergebniß der zweitägigen Debatte? Die Wahl des Herrn Göß wurde gebilligt — der Mann darf im Kartell- und Faschingsreichstag nicht fehlen — und die Wahl des Herrn Websky wurde in einem Anfall von Schamgefühl, das die Kartellbrüder ergriffen hatte, an die Wahlprüfungskommission zurückverwiesen.

Das ist praktisch betläufig ohne irgend welche Bedeutung. Die Wahl wird schließlich doch für gültig erklärt, und dieser Reichstag muß sie für gültig erklären, oder er sägt den Ast ab, auf dem er sitzt, und verurtheilt sich selber zum Tod.

Das „Angstprodukt“, welches einer gefälschten Wahl seine Existenz verdankt, kann unmöglich eine gefälschte

Wahl kassieren, und liegen auch die Beweise der Fälschung greifbar und faustdick zu Tage.

Von den Sozialdemokraten beteiligten sich Singer und Bebel an der Debatte.

Am Sonnabend wurde der freistimmige Antrag über Gewerbeschiedsgerichte mit großer Majorität angenommen. Für die Sozialdemokraten sprach Bebel.

Die Dienstagssitzung wurde mit einigen kleinen Geschehen zwischen dem nach Berlin gereisten Reichskanzler und den Deutschfreistimmigen (Nichter und Bamberger) über Kolonialpolitik ausgefüllt.

Mittwoch keine Sitzung.

Donnerstag: Etat. Die Abg. Singer und Liebknecht beschwerten sich über das gegen Sozialdemokraten ausgeübte „System der Spionage“ bei der Post. Staatssekretär v. Stephan bestritt natürlich alle beigebrachten Behauptungen, ohne jedoch die seltsamen Brief- und Paketverunglückungen erklären zu können.

Die Reichstagsersatzwahl in Breslau.

Der glänzende Erfolg, den die Breslauer Sozialdemokratie bei der Reichstagsersatzwahl für den Bezirk am Montag errungen hat, tritt am deutlichsten bei einem Vergleich des Wahlergebnisses der 1887er Ersatzwahl mit dem jetzigen hervor.

Damals erhielten Kräder 8032, der Kartellkandidat 7313, der Freistimmige 6799 Stimmen. Es fand Stichwahl zwischen Kräder und dem Kartellkandidaten statt, wobei ersterer 10 799 Stimmen, letzterer 10 205 Stimmen erhielt.

Diesmal war die Wahlbeteiligung (die Zahl der Wahlberechtigten betrug 1887 30 972) um circa 10 pCt. schwächer; dennoch erhielten die Sozialdemokraten nur 200 Stimmen weniger, haben also absolut zugenommen.

Anders die Gegner: der Deutschfreistimmige ist um 1266 Stimmen zurückgegangen, wobei allerdings in Rechnung zu ziehen ist, daß ihm diesmal nicht wie 1887 die Stimmen des Zentrums zugefallen sind, das es 1884 bei einem selbständigen Kandidaten sogar auf 1812 Stimmen brachte.

Das Zentrum hat diesmal geschlossen für den „Königstreuen Arbeiterkandidaten“ gestimmt. Seine Wähler wurden durch das Organ der Partei, die „Schl. Volksg.“, aufgefordert, ausnahmslos für den Kandidaten der „konservativen sozialen Reformpartei“, Stellmacher Kühn, zu stimmen, weil der nationalliberale Kandidat Tscholle der kirchenfeindlichen menschlichen Fraktion der Nationalliberalen angehört. So hat es denn mit Hilfe der ultramontanen „Reichsfeinde“ der Stellmacher Kühn glücklich auf 1481 Stimmen gebracht und eine geradezu beschämende Niederlage erlitten.

Insgesamt haben die Kartellparteien 2728 Stimmen verloren. Es schloß eben diesmal am nötigen „Resümee“.

Ehre aber den wackeren Breslauer Arbeitern, die trotz aller Nachschärfen treu zur Fahne gehalten haben. Sie werden ihre Schuldigkeit auch am Tage der Stichwahl thun, und der Bezirk Breslau wird wieder durch einen Sozialdemokraten im Reichstage vertreten sein.

Kleine Mittheilungen.

Zur Frage „Zentralisation oder lokale Gewerkschaft“ schreibt der Londoner „Sozialdemokrat“ in seiner letzten Nummer: „Den unabhängigen Arbeitern wird alles als Verstoß angerechnet. Im Hinblick darauf ist nun seit einiger Zeit eine literarisch von dem Regierungsbauernmeister Kessler mit vielem Geschick vertretene Agitation im Gange, statt der zentralen Verbände selbstständige Lokalvereine zu pflanzen, denen die Behörden schwerer an den Leib können, und in denen daher die Arbeiter sich weit freier bewegen und eine weit umfangreichere Thätigkeit entfalten könnten als in den ersteren. Man muß blind sein, um dieser Argumentation jede Berechtigung zu bestreiten, sie ist sicher der ernstesten Erwägung werth. Andererseits aber ist nicht zu vergessen, daß das Aufgeben der Zentralisation ein Aufgeben des guten Rechts der Arbeiter heißt, statt eines frischen, fröhlichen, unablässigen Kampfes ums Recht. Und ob das wohlgethan, bleibt auch zu überlegen.“ — Wir freuen uns über dieses unbefangene Urtheil um so mehr, als es selbst bei dieser (man möchte sagen: rein technisch-juristischen) Frage deutsche Arbeiterblätter fertig bekommen haben, sich zu Verdächtigungen und Beleidigungen gegen die Beteiligten zu verstehen. Ein Blatt stellte angesichts der Artikel der „Volkstribüne“ sogar die Frage, ob hier „Dummheit oder Schlechtigkeit“ vorliege — und ließ die Leser nur darüber im Unklaren, ob die Dummheit sich auf Seiten des Herrn Kessler und die Schlechtigkeit auf Seiten der „Volkstribüne“ befände, oder ob die Sache umgekehrt sei. Angesichts solcher Erwiderungen ist es uns manchmal recht schwer gemacht, ruhiges Blut zu bewahren. Daß wir es stets gethan, werden unsere Leser gewiß ebenso gern anerkennen, als sie in solchen Sachen überall darauf halten werden, daß in allen Diskussionen unter Arbeitern und Genossen der Etwelpeterton mehr und mehr verschwindet. Scharf argumentieren, aber nicht verletzen! — darauf müssen sie in ihren Blättern wie in ihren Versammlungen unbedingt halten. Dann wird jede Diskussion nur von größtem Nutzen sein.

Der große Gewerkschaftsprozess gegen die Organisation der Maurer Deutschlands, welcher Ende Juni vorigen Jahres vor der siebenten Strafkammer des Berliner Landgerichts I in mehrwöchiger Sitzung verhandelt worden ist, und der mit der Freisprechung der zahlreichen Angeklagten geendet hat, wird in der nächsten Woche wiederum die siebente (Hilfs-) Strafkammer des Landgerichts I längere Zeit beschäftigen.

Sammlung zu sozialdemokratischen Wahlen. Wegen Vergehens gegen das Sozialistengesetz hatte sich am Dienstag der Tischler Theodor Glöde in Berlin vor der 88. Abtheilung des Schöffengerichts zu verantworten. Ihm wurde von der Anklage vorgeworfen, Gelber zur Förderung der Wahl eines sozialdemokratischen Abgeordneten gesammelt zu haben, was auf Grund des Sozialistengesetzes durch die Polizeiverordnung vom 24. Mai 1881 verboten sei soll. Der Angeklagte gab die Thatfache zu, bestritt aber, sich des genannten Vergehens durch das Sammeln zu Wahlzwecken schuldig gemacht zu haben. Der Staatsanwalt beantragte

vierzehn Tage Gefängnis. — Verteidiger Rechtsanwalt Arthur Stadthagen bezweifelte die Rechtsgiltigkeit des angezogenen Polizeiverbots. Die damalige Verordnung könne unmöglich auf Vorgänge im Jahre 1888 angewandt werden, da ein generelles Verbot gar nicht zulässig sei. — Der Gerichtshof, Vorsitzender Dr. Dödel, folgte insofern der Verteidigung, als derselbe auf eine Geldstrafe von zehn Mark erkannte.

Ein Ullas gegen Schnurrbärte — in Amerika. Unter den Kondukteuren der New Jersey Central-Eisenbahn herrscht gegenwärtig eine nicht geringe Aufregung über eine neue Vorschrift, welche von jener Eisenbahngesellschaft erlassen worden ist. Dieselbe besteht darin, daß allen Kondukteuren der Bahn anbefohlen wurde, keine Vollbärte zu tragen, widrigenfalls sie ihre Stellenungen verlieren würden. Es ist ihnen jedoch großmüthiger Weise gestattet worden, Schnurrbärte zu tragen. Die Betroffenen selbst sind theils unwillig über diese Anordnung, theils lachen sie über dieselbe und erklären, die Eisenbahngesellschaft würde es nicht wagen, eine solche Vorschrift durchzuführen. Sollte sie es dennoch thun, so glaubt man von allen Seiten, daß der Korporation schon die Hölle heiß gemacht werden wird.

Verurtheilung. Vor der Strafkammer des Landgerichts zu Kottbus wurde am 5. d. M. gegen den Zigarrenmacher Klaffig und den Hüttenmacher Jacob Haible aus Finsterwalde verhandelt. Die Angeklagten waren beschuldigt, anlässlich der letzten Landtagswahlen sozialdemokratische Flugchriften aufreisenden Inhalts verbreitet zu haben. Das Urtheil lautete gegen Klaffig, als den eigentlichen Verbreiter der Flugblätter, auf 6 Monate Gefängnis und gegen Haible, als Verbreiter derselben in den Häusern und Läden, auf 4 Monate Gefängnis.

Wolfenbüttel. Am Donnerstag voriger Woche starb hier der Geliebte Albert Salzmans. Derselbe war einer der rührigsten Führer der hiesigen Sozialdemokratie und stand seit vielen Jahren in der Arbeiterbewegung in der vordersten Reihe. Sein schneller Tod hat die tiefste Theilnahme unter seinen politischen Freunden hervorgerufen. Salzman stand erst im 38. Lebensjahre. Die Opfer und Beschwerden, die er im Kampfe für die von ihm vertretene Sache, an der er mit Leib und Seele hing, brachte, trugen auch das Ihrige bei, seine Gesundheit zu untergraben. Wohl keine andere Partei gebietet über so viele Männer, die, obwohl selbst im härtesten Kampfe ums Dasein, so opferwillig und selbstvergessen für ihre Ueberzeugung eintreten, als die Sozialdemokratie. Wahrlich, solche Männer verdienen Ehre!

Yudenwalde, 12. Januar. Trotz aller Hindernisse, die dem Ende vorigen Jahres hier gegründeten Arbeiterverein bisher bereitet worden sind, ist derselbe bis jetzt auf 540 Mitglieder angewachsen. In der am 7. Januar 1889 abgehaltenen Sitzung des Vereins hielt Herr Max Baginsky aus Berlin einen Vortrag über „Kapital und Arbeit“, der von der Versammlung mit Beifall aufgenommen wurde, was sich in der lebhaften Theilnahme der Mitglieder an der Diskussion kundgab. Zum zweiten Punkt gab der Vorsitzende Herr Labbert einen Bericht über den vom hiesigen Bürgermeister ausgegebenen Stadthaushaltungsetat und verwies die von dem Bürgermeister ausgesprochene Hoffnung, das die in Folge der großen Konkurrenz darniederliegende Hutfabrikation im neuen Jahre wieder aufblühen möchte, in das Reich der Träume. Die Ausführungen des Stadthaushauptes können den denkenden Arbeiter nicht mehr aufhalten, zu Schläffen zu kommen, die der heutigen Produktion vollständig den Krieg erklären. In Betreff der von dem hiesigen Gastwirthverein verhängten Sperre über den Arbeiterverein ist zu berichten, daß zwei Gastwirthe, in Folge daß ihre Lokale von den hiesigen Arbeitern gemiethet wurden, sich erboten haben, den Verein aufzunehmen, was aber von Seiten des Vereins abgelehnt wurde, da sich der Verein verpflichtet hält, jetzt bei seinem gegenwärtigen Wirthe zu verbleiben.

Vereine und Versammlungen.

Die streikenden Steinmehnen Berlins hielten am Montag, den 14. Januar, im Victoria-Saal, Berlebergerstr. 13, unter Vorsitz des Herrn Jacob eine öffentliche Versammlung ab, welche sehr zahlreich besucht war. Die Tagesordnung lautete: Bericht der Kommission. Herr Jochims sprach im Namen der Kommission seinen besten Dank für die gute Haltung der streikenden Gesellen aus. Die Zahl der Streikenden beträgt 220 und 34 sind abgereist. 150 sind verheirathet und haben circa 400 Kinder. Briefe, welche von sämtlichen Gauen Deutschlands einlaufen, ermuntern die Gesellen zum Festhalten an ihrem Fachverein und sichern die reichste Unterstützung zu. Die von einem Innungsmeister persönlich verabsolgtene Entlassungsscheine lauten: „Der Steinmehnen R. N. hat bei mir 2 Jahre gearbeitet und will mich heute verlassen“; somit sieht der Meister ein, daß er seinen Leuten unrecht gethan hat, und nur darum, weil es charakterlose Leute sind und weil sie ihre Arbeit verstehen. Nachdem kam ein Schreiben von den streikenden Gesellen, welche den Revers unterschrieben haben, zur Verlesung, daß dieselben und die Hand bieten: wir sollen nur den Revers unterschreiben und würden von den Meistern mit offenen Armen empfangen werden. Die Streikenden beschließen, daß ihnen dieselben willkommen sind und sie dieselben in ihrer Mitte aufnehmen werden, wenn sie sich von der gegebenen Unterschrift frei machen; eine andere Antwort können wir diesen Herren nicht geben. Es ist überhaupt traurig, wenn Steinmehnen ihren Verein verlassen, der sie jahrelang gestützt hat; es ist mander unter diesen, der von 30 bis 200 M. von seinen verrathenen Vereinskollegen gezogen hat. Das war der Dank. Auch haben die feinerzeit herangezogenen Italiener, die zu den Arbeiten am Reichstage verwendet wurden, die Arbeit niedergelegt, weil sie sich von Herrn Blöger einen 20 pCt.-Abzug an dem Preise für die Arbeiten nicht gefallen ließen; diese Leute wollen nun wieder in ihre Heimath reisen. Alle Redner sprachen sich dahin aus, den Fachverein hoch zu halten und nicht zu verlassen, da die ganze Arbeiterschaft Deutschlands den Steinmehnen zu helfen bereit ist.

— Vereinigung der Drechsler Deutschlands (Ortsverwaltung Berlin I.) Versammlung am Montag, 21. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, bei Schumann, Alte Jakobstraße 38. Tagesordnung: 1. Geschäftsliches. 2. Vierteljährlicher Kassenbericht. 3. Bericht über die stattgehabte Generalversammlung zu Magdeburg. 4. Verschiedenes. — Ortsverwaltung II. Mitgliederversammlung am Dienstag, den 22. d. M., Abends 8 Uhr, in den Armnhallen, Kommandantenstraße 20. Tagesordnung: 1. Geschäftsliches. 2. Vierteljährlicher Kassenbericht. 3. Bericht von der Generalversammlung. 4. Verschiedenes und Fragekasten. Aufnahme neuer Mitglieder. — Ortsverwaltung III. Versammlung am 21. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Stadt, Drummerstr. 38. Tagesordnung: 1. Bericht des Delegirten über die stattgehabte Generalversammlung. 2. Kassenbericht. 3. Abrechnung von den Vergütungen. 4. Gewerkschaftliches. Erscheinen ist Pflicht.

— Vereinigung der deutschen Maler, Lackirer, Anstreicher und verwandten Berufsgenossen. Filiale Berlin II. Versammlung am 21. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Restaurant Königshof. Tagesordnung: 1. Rechenschaftsbericht und Verlesung der Mitglieder. 2. Wahl eines Revisors und Bibliothekars. 3. Lokalfrage. 4. Verschiedenes und Fragekasten.

— Ortsverein der Tischler, Borrichter und Stepper. Montag, den 21. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, Fischerstraße 41. Sachangelegenheiten.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Sonnabend, den 19. Januar, Abends 8 Uhr, Adalbertstraße Nr. 8. Versammlung.

— Tischler-Verein. Generalversammlung am Sonnabend, den 19. d. M., Abends 9 Uhr, Kottbuserstr. 4a.

— Verein der Einseer (Tischler). Außerordentliche General-Versammlung Sonntag, den 20. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Neue Friedrichstr. 44. Tagesordnung: 1. Bericht der Revisoren. 2. Verschiedene Vereinsangelegenheiten. 3. Fragekasten. Das Mitgliedsbuch legitimirt.

— Versammlung der Porzellanmaler und verwandten Berufsgenossen Berlins am Montag, den 21. d. M., Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn Feuerstein, Alte Jakobstr. 75. Tagesordnung: 1. Verschiedenes. 2. Kassenbericht vom 4. Quartal 1888. 3. Vorlage über Unterführung nach § 1 Absatz B.

— Miether-Verein des Nordens Berlins. Offentl. Versammlung Sonntag Vormittags 10 Uhr Müllerstraße Nr. 178. Tagesordnung: Vereinsmittheilungen. Vortrag des Herrn Grothmann über Miethsteigerungen in Berlin. Wahl eines Vereinsorgans. Freie Diskussion. Bei der Wichtigkeit der Tagesordnung ist jeder Miether verpflichtet zu erscheinen. Zutritt steht Jedermann frei.

— Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (E. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin I. Sonnabend, den 19. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, Lichterfeldstraße 8, Mitgliederversammlung. Dasselbe sind Billets zu dem am 16. Febr. in den Gemüthsräumen der Berliner Postbräuerlei am Tempelhofer Berg stattfindenden Wiener Maskenball zu haben. Billets à 50 Pf. Mitglieder werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen. — Filiale Berlin V. Versammlung am Sonnabend, den 19. d. M., Abends 9 Uhr bei Ackermann, Lothringergasse 81. — Filiale Berlin VI. Sonntag, den 20. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Gartenstraße 123 bei Krüger, Mitgliederversammlung. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Jahresbericht pro 1888. 3. Innere Angelegenheiten. — Filiale Berlin VII. Mitgliederversammlung am Sonnabend, den 19. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Jakob, Lindowstr. 26. — Filiale Berlin VIII. Sonnabend, den 19. d. M., Abends 8 Uhr: Mitgliederversammlung bei Herrn Gottschalk, Badstr. 22. — Filiale Berlin II. Montag, den 21. d. M., Abends 8 1/2 Uhr findet in dem Lokale Kottbuserstr. 4a, Sanssouci, oberer Saal, eine Versammlung statt, zu der auch Mitglieder der anderen Filialen Zutritt haben, dabeist auch Aufnahme neuer Mitglieder. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Dr. Sandmann. Kassenbericht. Verschiedenes. — Filiale Berlin III. Sonntag, den 20. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr: Versammlung, Mantuffelstr. 90. Tagesordnung: Abrechnung für November und Dezember. Vortrag des Herrn Redakteur Sander über Unfallversicherung. Wahl eines Beitragsamters. Verschiedenes.

— Central-Kranken- und Sterbefälle der deutschen Wagenbauer (E. S. 8, Hamburg). Bezirk Berlin I. Mitglieder-Versammlung am Sonntag, den 20. Januar, Vormittags 10 1/2 Uhr, bei Saeger, Grüner Weg 29. Tagesordnung: 1. Abrechnung über das 4. Quartal 1888. 2. Vortrag des Herrn Dr. Rehfisch. 3. Kassenangelegenheiten. Es ist Pflicht eines jeden Mitgliedes, diese Versammlung zu besuchen.

— Central-Krankenkasse der deutschen Zimmerer (E. S.) General-Versammlung am Dienstag, den 22. Januar, Kommandantenstr. 72 bei Wamers.

— Central-Kranken- und Begräbniskasse der Buchbinder (E. S.). Hauptversammlung Sonntag, den 20. d. M., Vormittags 11 Uhr, in den Armnhallen, Kommandantenstr. 20 (oberer Saal).

— Central-Kranken- und Begräbniskasse der Sattler und Berufsgenossen Deutschlands „Hoffnung“ (E. S. 64.) Haupt-Mitgliederversammlung am Montag, den 21. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Grätwils Bierhallen, Kommandantenstr. 77-79.

— Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag den 20. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille über „Der Werth des Lebens“. Damen und Herren als Gäste sehr willkommen.

Literarisches.

Von der „Neuen Zeit“, Stuttgart, Verlag von J. G. W. Metz, ist eben das erste Heft des 7. Jahrganges erschienen. Die Redaktion theilt in dem vorgebrachten Prospekt mit, daß die „Neue Zeit“ in erster Linie für die denkende Arbeiterschaft und ihre Freunde berechnet ist. Das nun bereits sechsjährige Bestehen der Zeitschrift zeigt zweifellos, daß es der Redaktion gelang, der „Neuen Zeit“ einen achtungswürdigen Platz in der zeitgenössischen sozialistischen Literatur zu erringen, und wenn in dem Prospekt ferner gesagt wird, daß „die Arbeiterklasse heute der vornehmste Träger der gesellschaftlichen Entwicklung ist und immer mehr wird“, so ist die Existenz der „Neuen Zeit“ selbst ein nicht allzu gering anzuschlagender Beweis dieser Behauptung. Wenn ein Theil der Arbeiter nach hartem Tagewerk und nachdem er von seiner politischen und gewerkschaftlichen Presse Kenntniß genommen hat, noch Neigung besitzt, die verhältnismäßig schwere Lektüre der „Neuen Zeit“ zu bewältigen, so kann das jeden vernünftigen Menschen nur mit der größten Hochachtung vor diesen Proletariern erfüllen, die keine Mühe scheuen, ihre Kenntnisse zu erweitern. Unsererseits wünschen wir der „Neuen Zeit“ auch in dem 7. Jahrgange den größtmöglichen Erfolg.

Die zwanzigjährige Arbeiterinnenbewegung Berlins und ihr Ergebnis. Beleuchtet von einer Arbeiterin. Preis 30 Pf. — In sachlicher Weise, ohne weiter auf die großen umgestaltenden Prinzipien der Frauenfrage einzugehen, wird hier eine recht lehrreiche Geschichte der Berliner Arbeiterinnenbewegung unter reichiger Zusammenstellung aller Materialien seit 1869 geboten. Bei Bestellungen wolle man sich an die Verfasserin: Adeline Berger, Berlin, Schönhauser Allee 55, III., wenden. Bei Einzelbestellungen ist der Verkaufspreis und das Porto in Briefmarken vorher einzuzenden (für Berlin aus 33 Pf., für auswärts 40 Pfennige pro Exemplar). Von 10 Exemplaren ab übernimmt die Verfasserin das Porto, jedoch nur 30 Pf. pro Exemplar zu übermitteln sind. — Auch auf der „Expedition der Volkstribüne“ ist die Broschüre zu haben. Expediteure zahlen 25 Pfennige.

Ferner theilen wir auf vielfache Zuschriften mit, daß wir von den Artikeln zur „Arbeiterinnen- und Frauenfrage“ einen Reabdruck in Broschürenform veranstalten. Bestellungen nehmen wir schon jetzt entgegen. Der Preis wird sich auf 15 Pfennige stellen.

Briefkasten.

Gewerkschaft. Sowie die Arbeitervereine und in genügendem Maße durch Inseriren unterstützen, werden wir alle Geschäfts-Annoncen zurückweisen. Augenblicklich können wir das noch nicht, aber regen Sie und Ihre Freunde die Sache in Ihren Vereinen an, dann werden wir in wenigen Wochen so weit sein. Lotteriet-Annoncen und ähnliches haben wir jederzeit abgelehnt.

Wahrer Jakob, Kopenhagen. Wir nehmen ihren Vorschlag gern an und bitten um eine geeignete Adresse.

Abonement. Juristische Fragen beantworten wir im Allgemeinen nicht. Ueberhaupt ist ein politisches Blatt kein Auskunftsbüreau für alle möglichen familiären und häuslichen Angelegenheiten.

Vodendorf. Vielen Dank für Ihre Freundschaft.

S. S. Görlitz. Nicht nötig. Vielmehr später.

C. Schl. in Partha. Das Abonementsgeld können Sie im Laufe des Monats in Briefmarken einenden. — S. R. Wädenstein. Briefmarken für 1/4 Quartal erhalten.